

„Was sollte der Reichstagsbrand?“

Von Georg Dimitroff

Zu dem in Kürze im Verlag „Editions du Carrefour“, Paris, erscheinenden 2. Band „Dimitroff kontra Göring“ hat Georg Dimitroff einen Originalbeitrag geschrieben, dem wir mit Genehmigung des Verlags die folgenden Stellen entnehmen:

„Das war, was bedeutete der Prozeß und sein Ausgang? Der Prozeß — dieser größte politische Prozeß der modernen Geschichte — sollte beweisen, daß im Februar 1933 die nationalsozialistische Partei Europa vor dem Bolschewismus gerettet hätten. . . Die deutsche faschistische Presse hat es im Anfang nicht einmal für nötig gehalten, diese Absicht zu verbergen. Meine Mitangeklagten und ich wurden beschuldigt, „Beauftragte der russischen kommunistischen Partei in Weimar“ zur Organisation des bewaffneten Aufstandes in Deutschland mittels der Anzündung des Reichstagsgebäudes zu sein, mit dem Ziel, ganz Europa zu sowjetisieren. . . Das waren die agitatorischen Ziele dieses ganzen Prozeßverfahrens.“

Was verfolgten die Nazis aber praktisch? Es kam ihnen darauf an, die faschistischen Brandstifter — denn die ganze Welt war längst im Klaren darüber, wo die Brandstifter zu suchen seien — zu rehabilitieren, und zwar sowohl im Lande selbst als auch jenseits der Grenzen. Sie wollten die Schuld der Kommunisten „gerichtsnotorisch“

machen. Sie wollten einen Vorwand für die ungeheuerlichen Verfolgungen der revolutionären Elemente und für den grausamen Terror schaffen. Diese Verfolgungen, die barbarische Zerstörung großer Kulturgüter, das Wüten gegen die Wissenschaft und Kunst, ja selbst gegen einfache „Freigeisterei“, die Massenpogrome, „Selbstmorde“, haben im In- und Ausland viel böses Blut gemacht. Durch die Schaffung eines Vorwandes hierfür wollten die Faschisten sich von dieser Schuld reinwaschen. . .

Ein Kistenapparat wurde in Bewegung gesetzt, um die Erreichung dieser Ziele zu sichern. Nicht nur der ganze Polizei- und Justizapparat, sondern auch der riesige Zentralapparat der Nationalsozialistischen Partei und der weitverzweigte Apparat des Propagandaministeriums wurden mobilisiert. Das alles diente nicht dazu, um die Anklagehefte zu sabotieren, sondern hauptsächlich dazu, „passende“ Zeugen zu finden und zu drücken. . . Es kam den Faschisten besonders darauf an, diese „Zeugen“ in Arbeiterkreisen, unter den Kommunisten oder gar unter den Funktionären der revolutionären Bewegung zu finden. . . Aber diese Pläne sind kläglich gescheitert. Ungeachtet aller Anstrengungen erwiesen sich im Sinne der Anklage als brauchbare Zeugen nur nationalsozialistische Abgeordnete, faschistische Journalisten, Kriminalbeamte, Faschistinnen, rückfällige Diebe, Pseudopatzen und Morphinkisten. . . Das Debüt des deutschen Faschismus auf der europäischen Bühne in der Rolle des Gendarmen der „europäischen Kultur“ gegen den Bolschewismus hat mit einem kläglichen Fiasko geendet.“

„Vorwärts und nicht vergessen . . .“

Ein alter Sozialdemokrat schreibt uns: Wenn das Hitler-System in nicht ferner Zeit wieder der Geschichte angehört wird, dann wird neben einem Haufen moderner Feindes, neben dem Staunen und Grausen, daß das alles in unserem Zeitalter möglich gewesen ist, auch einiges Lebendige übrig bleiben. Einige Bewirkungen spruchreifer unter Gedanken, zu der die Vorgänger nicht die Entschlossenheit aufgebracht hatten, namentlich über eine Reihe von Worten. Unter einem Wust leerer Worthäufen und sinnlosen Sprachschwümmen auch einige gute Worte. Leider aber werden auch diese guten, lebenswahren Worte doch nur Worte gewesen sein, wirkungslos und verloren.

So das schöne Wort „Vollverbundenheit“. Ein gutes deutsches Wort für unser alles Fremdwort Solidarity. Aber dieses Fremdwort war durch die Arbeit unserer Genossen lebendiges deutsches Leben geworden. Wenn unsere Kinderfreunde können:

Vorwärts und nicht vergessen,
Worin eure Stärke besteht:
Beim Hungern und beim Essen
Die Solidarität.

dann wußten wir, daß das echte Gefühl waren, Wahrheit, die sich durch ihr Leben bewährte. Bebel durfte im Reichstag sagen: Paul Singer war ein reicher Mann, ehe er sein Vermögen für die Partei geopfert hatte; Leo Ursula lebte als ein bescheidener Bürger und stellte seine Millionen für soziale Unternehmungen zur Verfügung. Hugo Heimann setzte sein Vermögen in die wunderbare Volksbibliothek um. Arbeiter wie Wiffel und Pöde, die ihre politische Arbeit an hochbezahlte Posten erhoben hatte, blieben kleine Leute und wandten ihre Einkünfte zum großen Teil der Bewegung und gemeinnützigen Bestrebungen zu. Kein Führer der marxistischen Bewegung wurde ein reicher Mann. Das zeigt, was von dem verlogenen Gerede der Nazi-Demagogen von den „vollgefressenen Bonzen“ in Wahrheit zu halten ist. Man muß ihnen freilich einen milderen Umstand an-

rechnen. Sie sagten es, wie es sich in ihrem Kopfe ausmalte. Sie dachten sich, die marxistischen Vertrauensmänner könnten doch auch nicht wesentlich anders geehrt sein als sie selbst waren und sind. Wenn man sich ein Bild macht von all den Wollfüßlern, wirtschaftlich und moralisch verachteten Extremisten, die in der braunen Bewegung einträgliche Plätze fanden, Landbesitzer und Industriemänner oft dunkelster Vergangenheit, die da bei ihrem Verfall im Dienst und auf Kosten des Großkapitals in dessen Autos und feinen Hotels einen guten Tag lebten, und damit die bescheidenen Tagelöhner sozialistischer Redner vergleicht, dann weiß man, wo die ehrliche Arbeit im Volksdienst und wo die Geschäftspolitik großmächtiger Demagogen gewesen ist.

Es versteht sich von selbst, daß jene Agenten schwerindustrieller Demagogie, nachdem ihre Spekulation gescheitert ist und sie in die höchstbesoldeten Posten hinaufgehoben sind, den bisherigen „Grundfragen“ ihres politischen Lebens treu geblieben sind. Wobin ist der Schwund von der unentgeltlichen Ausübung der Arbeit verflohen, mit dem sie vor einem Jahre den Haub aller eintäglichen Posten zu beschönigen suchten! Statt seiner sehen wir zahllose hochbezahlte Sinecuren, die nur Schweinegelder, aber keine Arbeit bringen. Dieselben Leute, die Hunderttausende Proletarierinnen unter dem Schlagwort vom Doppelverdienst ihres Hungerlohns beraubt haben, sonnen sich im Bezug doppelter und mehrfacher hoher Gehälter und meißeln in ihrer Lebensführung mit ihren Generaldirektoren-Kollegen im Dienste des Großunternehmertums.

So ist auch das, was sie an guten Worten geliefert haben, wie in dem vom „Gemeinnutz vor Eigennutz“, eben nur leerer und unwahrhaftiger Wortkram geblieben. Der für das Kapital gegen das arbeitende Volk, für Bandendiktatur gegen Recht und Gesetz, für Kriegsbegehr und Rüstungsindustrie gegen Frieden und Menschlichkeit kämpft, in dessen Mund muß auch ein schönes Wort eben nur zum „schönen Wort“, d. h. zur Lüge werden.

Karl Barth spricht in Paris

Drei Vorträge, die Karl Barth unter der Regide des germanistischen Instituts und der freien evangelisch-theologischen Fakultät in Paris hielt, hatten ein zahlreiches Publikum angelockt. Darunter mögen viele theologisch und philosophisch Interessierte gewesen sein, die den bahnbrechenden Führer der sogenannten dialektischen Theologie schon aus seinen Werken kannten. Viele andere aber sind sicher erschienen, um diesen tapferen Christen, der dem gelassenen Terror des „dritten Reiches“ wie kaum ein anderer widerstanden hat, vor Ansehens zu Ansehens zu leben. Barth sprach über „Auserhebung — Kirche — Theologie“, er las ein französisches Manuskript ab, wußte aber trotz dieser Bindung an entscheidenden Stellen die Sprache zum Pathos des starken Predigers zu steigern.

Wie wirkt dieser eigenartige Mann als Erscheinung? Und wie ist der Eindruck seiner Gedankengänge auf den, der als politischer Revolutionär dem „dritten Reich“ gegenübersteht? Nun, äußerlich wirkt Barth durchaus nicht als lutherische Kraftnatur, als der unnaheliche, kompromißlose Buhprediger und Zerknirschungsbedeuerer, der es tatsächlich ist. Sondern er wirkt als Professor, der mit den suchenden Geistes seiner jarten Hände die Rede unterbreicht und im übrigen seinen einen Grundgedanken mit höchster theoretischer Eindringlichkeit als Leitfaden weiterführt. Was aber das sachliche betrifft, so müssen wir offen die große Dürre bekennen, die wir diesem jenseitigen Theologen gegenüber empfinden. Denn es ist ja der Sinn der Theologie, die er vertritt, daß der Mensch hier völlig verfinstert, daß er zerbrochen wird und zerbrochen werden soll unter dem Kreuz. Jede Art von „Humanismus“ wird ja hier auf das schroffe abgelehnt. Nur von Gott aus, nicht vom Menschen aus soll hier gedacht werden, alles Menschliche, jede menschliche Kultur und mit ihr sogar die menschliche Religiosität tritt unter das Gericht und wird als etwas Eitles und Nichtiges betrachtet. Es ist eine Art Abwärtswandlung der Welt gegenüber, der hier zu Worte kommt. Es ist die unverständliche, an den überbarten Paradoxien Kierkegaards unbestreitbar ebenso wie an Luther orientierte bekümmerte Orthodoxie, die im Glauben vom Menschen das Opfer des Intellekts wie jedes andere Opfer fordert. Alle Religion geht für Barth im Glauben an die Auserhebung Gottes auf, an dem nichts abdingt werden kann, der in seiner vollen Wirklichkeit zu verstehen ist. Kirche und Theologie haben sich ebenfalls reißlos dieser Grundtatsache untergeordnet.

Es sind also tatsächlich Gründe, die nichts mit Politik zu

tun haben, die ganz auf metaphysischem Gebiete liegen, aus denen Barth mit dem „dritten Reich“ in Konflikt geraten mußte. Er muß protestieren gegen den Anspruch des „dritten Reiches“ auf Vergottung. Aber er würde gegen jeden irdischen Staat protestieren, der Anspruch auf Absolutheit erhebt und die Gewissen beschlagnahmt. Er muß verstärkten Einspruch erheben gegen eine Kirche, die nur eine Fiktion, eine der Zwangsanstalten des großen Staatszuchthauses sein will, das nicht nur die Körper, sondern auch die Seelen der Menschen militarisiert. Aber er würde jeder anderen Diktatur gegenüber, und wahrscheinlich noch stärker gegenüber einer kommunistischen, für das Recht der Kirche gegenüber dem Staat streiten. Für die Kirche nicht als eine menschliche und weltliche Institution, sondern als das Gesetz, das vom leibhaftigen Gotte bezeugt, aber ebenso auch zerbrochen wird wie alle anderen menschlichen Einrichtungen. Auch die übergroße Mehrzahl der heute im Kampfe gegen das „deutsche Christentum“ lebenden protestantischen Pastoren hat eine weltlichere Einstellung zu den religiösen Fragen als die Barthische Richtung sie vertritt. Denn schließlich: um als Christ gegen Wotan sich zu wenden, braucht man kein Anhänger Kierkegaards zu sein, es genügt eine mit dem gesunden Menschenverstand so im Einklang stehende Art der Religiosität, wie die des Kardinals Faulhaber dafür schon durchaus. Aber natürlich erfahren diese Konflikte bei der höchsten gespannt und am meisten überheigerten Form des Glaubens, wie sie Barth vertritt, ihre härteste Zuspitzung. Und bei allem Bewußtsein des Gegenwärtigen, bei aller Freiheit von Illusionen über die politische Bedeutung der kirchlichen Konflikte bleibt uns Barth immer derjenige, der mit seiner Schrift „Theologische Ethik heute“ in einer so grandiosen und unerhörten Form dem „dritten Reich“ die Wahrheit gesagt hat, wie das sonst nur, aber auf dem völlig anderen Pole des gesellschaftlichen Lebens Dimitroff 1933 vermocht hat.

Barth vermied begrifflicher Weise in seinen Vorträgen alles Anzüglich und Polemische. Aber es war sehr erfreulich, als er am Schluß von der stärkeren religiösen Vernunft der Pastoren gegenüber den Theologie-Professoren und der härteren Vernunft der Gemeindeglieder gegenüber den Pastoren sprach. Hier wußte jeder, was gemeint war. Das französische Publikum ging auffallend stark mit dem Redner mit. Und die unvermeidliche Verdächtigtheit, die gerade dieses Publikum, so weit es nicht aus Theologen bestand, bei den paradoxen Felsblößen spüren mußte, mit denen der Redner um sich warf, wurde bei der tastvollen und reifen Haltung nicht sichtbar, die ein Pariser Publikum so häufig kennzeichnet.

Doppelhinrichtung

Göring läßt köpfen

Die der „Antifaschistische Presseklub“ mitteilt, sind in Kiel die Mörder des Siedlers Wilhelm Müller, Ernst Homme und Johanna Tegen, hingerichtet worden. Die beiden waren am 21. Juli 1933 von dem Schwurgericht in Kiel wegen des im November 1932 zu Warendorf an Müller begangenen Mordes zum Tode verurteilt worden. Der antifaschistische Ministerpräsident Göring hat von dem Begnadigungsgesetz keinen Gebrauch gemacht, weil es sich um einen planmäßig vorbereiteten und mit ungewöhnlicher Bestialität und großer Heimtücke ausgeführten Mord handelt, bei dem die Beteiligten ihre eigennütziges Interesse verfolgten.

Möglichst viel einsperren!

München, 16. April. (Anpreß). Die Zahl der Straflinge im Justizhaus Straubing ist von 700 Anfang 1933 auf heute über 1000 gestiegen! Davon verbüßen 80 lebenslängliches Justizhaus. Die bayerische Presse betont, daß die harte Zerküpfung nicht auf die Zunahme der Kriminalität zurückzuführen ist, sondern sie erklärt sich aus der Strenge mit der heute im Gegensatz zu der falschen Humanitätsdialektik veranlaßter Jahre Verbrechen geahndet werden.“

Jüdische Kolonisation in Syrien

Anpreß. In einer Besprechung zwischen Dr. Weizmann und dem französischen Hohen Kommissar von Syrien, de Marrel, wurde festgestellt, daß die französische Regierung einer Anhebeluna jüdischer Emigranten in Syrien, an der palästinensischen Grenze, imhastlich gegenübersteht. Es sind bereits Schritte eingeleitet worden, um Land für Emigranten zu Kolonisationszwecken in dem Grenzgebiet zu erwerben.

Die Tagesbilanz

Dresden, 14. April. Das Sondergericht des Landes Sachsen verurteilte in der letzten Sitzung folgende Strafen:

Ein Jahr und sechs Monate Zuchthaus gegen den Kommunisten Arno Wehmer aus Ottendorf-Okrilla, weil er im Bezug von 2½ Kilo Ammonit betroffen wurde;

Ein Jahr und sechs Monate Gefängnis gegen den Arbeiter Markus Gieseler aus Chemnitz, der ein Paket mit „Schwümmen“ unter dem harmlosen Ueberstrich: „Arthur Schopenhauer über Religion“, „Der gallische Krieg“ und „Aristoteles über das Wesen der Dichtkunst“ beissen hatte;

Drei Monate Gefängnis gegen einen Angehörigen der sich völkisch nennenden Zeitung „Völkisch“ wegen Weiterverbreitung unhöflicher Gerüchte über den Reichshauptkammer-Ratsherrn.

Weiter standen zwei Nazis vor den Schranken des Gerichts, die in ihren Uniformen eine solche Fülle von Verbrechen verübt hatten, daß der Staatsanwalt sich zum Einschreiten gezwungen sah. Die Nazisführer Helmut Fischer erhielt 9 Monate Gefängnis, der Angeklagte Rudolf Hilfert wegen „eines Nationalmordes von Verbrechen, Urkundenfälschung und Diebstahl“ fünf Jahre Zuchthaus.

Nochsommer in London

London, 16. April. Am Sonntag herrschte in London und im Süden des Landes bei fast wolkenlosem Himmel die Temperatur eines Hochsommertages. In London zeigte das Thermometer 28 Grad Celsius im Schatten, was im April seit 40 Jahren nicht vorgekommen ist. Aus den Wäldern an der Meeresküste sind alle Berichte gleichlautend: währ Deerlager von Männern, Frauen und Kindern am Strand entlang und die See voll von Schwärmen badender und schwimmender Menschen. Die einzigen, denen das prächtige Wetter unwillkommen ist, sind die für die Wasserversorgung der Städte und Dörfer verantwortlichen Behörden. Die Periode der Trockenheit scheint nicht enden zu wollen, während das Land doch nichts so dringend braucht wie reichliche Regengüsse.

Das Neueste

Bei dem Eilenzug Motorrennen in Hannover verunglückte der Berliner Willi Pröhl tödlich.

Die Protestkundgebungen der französischen Beamten gegen die Sparverlässe der Regierung verliefen ohne Zwischenfälle.

Bei Ronen wurden 60 Hektar Wald, bei Les Olliviers vierzig Hektar Wald und am Marsberg 20 Hektar Wald durch Feuer vernichtet. Die Feuerwehre von Ronen hat sich an die Brandstätten begeben. Man hat bisher noch nicht feststellen können, ob es sich um Selbstentzündung oder Brandstiftung oder eine andere Ursache handelt. Ein Waldbrand ereignete sich am Sonntag auch bei Chateau Thierry, wo 60 Hektar Staatsforst abbrannten. Hier wurde der Brand durch Zünden einer Lokomotive der Strecke Reims-Paris hervorgerufen. Bei den Vorkämpfen leisteten 100 Mann eines Infanterieregiments Hilfe.

Bei dem Festzug der antifaschistischen Bayern und während der Rede des Bundeskanzlers Dollfus in Graz kam es am Sonntag zu großen Gegenkundgebungen der Nationalsozialisten und der Sozialdemokraten. Es wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen.

Der Weitertransport der getöteten Tscheljuskin-Mannschaft von Banskarm nach Kap Wellen mit Schiffen und Anzügen macht weiter gute Fortschritte. Gegenwärtig befinden sich in Banskarm nur noch 22 Tscheljuskin-Leute.

Aus dem Kabeltelegramm an den Vater des im columbianischen Urwald verunglückten Kingstons geht hervor, daß die Leiche des Kapitäns aufgefunden worden ist.

Bei der Einahrt in den Hafen Porto Lenerie ein mit zwölf Mann besetztes Boot. Neun Mann sind ertrunken, die beiden übrigen wurden gerettet, sind aber verletzt.

Beim Zusammenstoß eines Autobusses mit einem Lastkraftwagen in Olyria (Ohio) wurden sechs Personen getötet und zwölf schwer verletzt.

Ingerhalb des Hafens von Veiro bei Lyrio wurde ein Fischdampfer von einer tiefen Welle zum Kentern gebracht. Nur zwei Mann der Besatzung konnten sich retten, die anderen zehn ertranken.

Umfall in Berlin und Paris?

Taktik in der Rüstungsfrage

Paris, Mitte April.

A. Sch. Der gordische Knoten der Abrüstung-Aufrüstung sieht immer verwickelter aus. Sind früher Rom und London Unsicherheitsfaktoren bei den Abrüstungsverhandlungen gewesen, so kann es heute scheinen, daß selbst die bisher ruhenden Gegenpole im Kampfe um die Waffen, Paris und Berlin, Änderungen in ihrer Taktik vorzunehmen beabsichtigen. Der französische Botschafter in Berlin, Francois Poncet, ist in diesen Tagen nach Paris mit deutschen Verständigungsvorschlägen gekommen. Der konkrete Inhalt dieser Vorschläge ist unbekannt. Ihr Vorhandensein, obwohl von der französischen offiziellen Presse bestritten, unterliegt keinem Zweifel. Es geht um das Kompromiß in der Rüstungsfrage und anderes mehr, allerdings in unbestimmter Form vorgeschlagen. Auch die Geschichte mit der Einladung an Barthou, bei seiner Reise nach Warschau und Prag Berlin zu besuchen, steht im Zusammenhang mit dieser Mission. Berlin macht also wiederum den Versuch, wie im Oktober-November, direkte Verhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen. In irgendeiner Form will man Paris in die deutsch-polnische Verständigung einbeziehen. Wenn das möglich wäre, so nur durch eine Verzichtspolitik Deutschlands nach dem Westen, wie man mit zusammengebißenen Zähnen die Verzichtspolitik nach dem Osten eingeschlagen hat. Die Gründe einer solchen Sondierung sind leicht zu verstehen: die Wirtschaftskrise gefährdet die Aufrüstung Deutschlands. Berlin hat Angst, daß, wenn es eine Abrüstungskonvention ablehnt, es doch nicht imstande sein wird, ungehemmt die Aufrüstung fortzusetzen. Dann wäre vielleicht die beschränkte Aufrüstung im Rahmen eines internationalen Kompromisses doch weniger gefährlich, als durch die Wirtschaftskrise zwangsmäßig beschränkte Aufrüstung ohne Abrüstungskonvention, im Wettstreit mit den finanziell stärkeren Ländern und mit der Perspektive der Konflikte und Sanktionen.

Und doch sind diese Verständigungsversuche, wie man sie in Berlin einleiten möchte, hoffnungslos. Sie finden in Paris keine Gegenliebe. Barthou und Francois Poncet stehen ihnen ablehnend gegenüber. Man hält diese plötzlich aufgetauchten Verständigungspläne für gegenstandslos. Dazu kommt noch, daß die hitlerische Diplomatie diese Verständigungsversuche nicht als eine außenpolitische Offensive, sondern nur als ein laihmes diplomatisches Manöver betrachtet. Im Oktober-November hat die ganze deutsche Presse für die deutsch-französische Ausöhnung getrommelt. Man wollte Paris auch überzeugen, daß man in Deutschland eine Verständigung will, man versuchte, die Volksmeinung zu inszenieren. Heute ist es anders. Man flüstert zwar von der „Verständigung“ in den obersten diplomatischen Kanzleien, in der Presse und in der Öffentlichkeit geht indessen die Hege und das Säbelkasseln weiter. Auf die englische Demarche in der Frage der Steigerung des deutschen Militäretats antwortete der „Angriff“ mit einem Ausbruch, zu dem als Motto das Zitat aus dem „Göth“ durchaus passen würde. Man ist nicht einmal geschickt genug, die Versöhnungstimmung vorzutäuschen.

Anders sieht die taktische Schwankung Frankreichs in der Rüstungsfrage aus. Frankreich hat bisher aus allen Kräften gegen jegliche Aufrüstung Deutschlands gekämpft. Frankreichs Generallinie ging bisher dahin, die Steigerung der militärischen Macht Deutschlands zu verhindern. Dafür war es bereit, selbst etappenweise abzurufen. Noch im März hat die Note Barthous an England Deutschlands Aufrüstung für glatten Vertragsbruch erklärt. Jetzt ändern sich die taktischen Zielsetzungen Frankreichs. Im Vordergrund steht nicht mehr die Nichtzulassung der deutschen Aufrüstung, sondern deren Neutralisierung, Unschädlichmachung. Das kann auf zwei Wegen erreicht werden: einmal durch die Aufrechterhaltung der militärischen Kraft Frankreichs auf der jetzigen Höhe, durch die Ablehnung jeglicher eigener Aufrüstung, dann durch die internationalen Vereinbarungen gegen die weitere Aufrüstung Deutschlands. Frankreich beginnt heute den zehnten Kampf um das neue System der Sanktionen. Die Sanktionen des Versailler Vertrages sind nach der zehnjährigen Nichtanwendung abgestumpft worden. Neue Sanktionen, neue internationale Vereinbarungen, neue Strafmaßnahmen im Falle der weiteren Aufrüstung Deutschlands können nur auf Grund eines neuen und besonderen Abkommens erreicht werden. Nicht mehr die Wiederabrüstung Deutschlands auf das Niveau des Versailler Vertrages, sondern die aktive Unterstützung Englands bei der endgültigen Beschränkung der deutschen Aufrüstung — dahin geht die Anstrengung Frankreichs. Es hieß früher: Nichtaufrüstung Deutschlands, sein Verbleiben im Rahmen des Versailler Vertrags bei der etappenweisen Aufrüstung Frankreichs. Heute heißt es: Nicht-Wiederaufrüstung Deutschlands über ein bestimmtes Maß hinaus und Sondergarantien gegen jede weitere Aufrüstung bei der Nichtaufrüstung Frankreichs. Das heißt nicht, daß Frankreich bereit ist, jetzt schon die Aufrüstung Deutschlands über den Rahmen von Versailles anzuerkennen. Aber Frankreich gibt zu verstehen, daß im Falle, wenn England wirklich eine Sicherheit gegen jede neue Aufrüstung Deutschlands geben wird, es die deutsche Aufrüstung des Jahres 1933 in irgendeinem Maße für den Stand des neuen anerkannten Gleichgewichts annehmen kann, wie das England und Italien verlangen.

Eine solche Lösung würde keine Entspannung herbeiführen. Die Aufrüstung würde endgültig zu Grabe getragen werden. Diese Lösung würde auch keinen Ausweg für das Hitlerdeutschland bedeuten, das weder seine Wiederabrüstung, noch auf die Dauer die Beschränkung seiner Aufrüstung dulden will. Der neue Apparat der Sanktionen würde wie ein Damoklesschwert über dem deutschen Faschismus schweben.

Nazis in Schweden

Stockholm, 14. April. (Anprek.) Die riesigen Fensterhöfen des großen jüdischen Warenhauses Nordiska Kompaniet sind mit Diamanten verschmückt worden; der Sachschaden beläuft sich auf 15.000 Kronen. Auch die Fensterhöfen mehrerer kleinerer Geschäfte wurden zerstört. Diese Attentate werden als unmittelbare Folge der antisemitischen Hege der „Allbanda“, des größten Organs der konservativen Partei, betrachtet.

Internationale Probleme der deutschen Emigration

Von Heinz Piepmann

3. Die neuen Berufe

Sechzehn Regierungen, die Mitglieder des Völkerbundes sind, fanden sich zur ersten Sitzung des Verwaltungsrates des hohen Kommissariats für die deutschen Flüchtlinge am 5. Dezember in Lausanne zusammen. Den Vorsitz führte ein Engländer und der temperamentvolle Vertreter der Sache der Emigranten war der französische Senator Bérenger, der auch schon im Völkerbundsausschuß die hitlerdeutsche Minderheitenpolitik angegriffen hat. Man entnimmt den Berichten dieser Lausanner Sitzung, daß das Thema, welches den beteiligten Regierungen am meisten am Herzen lag, war, wie man die deutschen Flüchtlinge am besten aus den Nachbarländern Deutschlands in die überseeischen Länder abziehen kann.

Senator Bérenger, aus Lausanne zurückgekehrt, machte in Paris darüber folgende Mitteilung: Den härtesten Zustrom von Verbannten hat Holland mit 5000 Flüchtlingen und Frankreich mit 30.000. (Diese Zahlen beziehen sich im wesentlichen nicht auf die gesamte Auswandererzahl, sondern — weniger auf die aus wirtschaftlichen Gründen Deutschland verlassen habenden, als die um Leben und Freiheit fliehenden.) Im Verhältnis zur Größe der Länder und zur Anzahl der Einwohner seien diese beiden Länder — so sagt Senator Bérenger — damit an der Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit. Ähnlich gehe es Tschechoslowakei, Polen und Schweden. In Frankreich seien über 20.000 Flüchtlinge mit acht Millionen privater gesammelter französischer Franken verpflegt und beherbergt worden. Jetzt seien die privaten Mittel erschöpft, die französische Regierung wolle zwar als Unterkunftsraum ehemalige Kasernen zur Verfügung, aber jetzt müsse eine entscheidende Aktion beginnen, um den Flüchtlingen, denen man nur eine Uebergangszustand habe erleichtern können, zu Erwerbsmöglichkeiten zu verhelfen.

In wesentlichen Punkten können wir uns mit Bérengers Meinung einverstanden erklären. Bérenger ist nicht nur der französische Vertreter in dem Völkerbundskommissariat für die deutschen Flüchtlinge, sondern auch Präsident der größten französischen Hilfsvereinigungen des „Comité National de Secours des Réfugiés Allemands“. Es geht aus seinen Äußerungen ziemlich eindeutig hervor, daß die Nachbarländer Deutschlands nicht mehr zur finanziellen Unterstützung der deutschen Flüchtlinge bereit sind. Das muß offen ausgesprochen werden.

Und so zwingt auch diese Tatsache — neben den vielen anderen — zur Berücksichtigung. Diejenigen, die nach monatelangem Bemühen keine Möglichkeit gefunden haben, in den Gastländern ihren alten Beruf auszuüben, müssen umlernen. Und zwar müssen sie so umlernen, daß sie nicht für ein paar Gelegenheiten verfort sind, sondern sie müssen sich die Grundlage zu einer neuen Existenz schaffen. Da die Nachbarländer Deutschlands große Schwierigkeiten machen bei der Annahme von Arbeitskräften, gibt es nur zwei Wege: entweder solche Berufe und Stellen zu finden, in denen das Gastland keine Beeinträchtigung der eigenen Arbeitnehmer sieht. Oder aber in überseeischen Ländern ein neues Leben zu beginnen.

Soweit wir Senator Bérenger verstanden haben, erwartet das Völkerbundskommissariat für die deutschen Flüchtlinge aus Amerika zehn Millionen Dollar, wovon zunächst die große jüdische Vereinigung „Joint Distribution Committee“ eineinhalb Millionen Franken zur Verfügung stellt. Diese Gelder scheinen lediglich für Ansiedlungen und Berufsumschichtungen in Uebersee bestimmt zu sein.

Die beiden Möglichkeiten der Emigration stehen also klar vor uns. Beide beginnen und enden mit der Berufsumschichtung.

Was kann der einzelne tun? Wie kann er feststellen, für welchen Beruf er nicht nur geeignet ist, sondern der gleichzeitig auch genügend Chancen bietet?

Die Frage ist nur individuell zu lösen. Generell ist dazu lediglich folgendes zu sagen: Mitglieder der sogenannten freien Berufe scheinen in jeder Beziehung am härtesten von der Emigration getroffen zu sein. Es gibt wenig Chancen für sie, sich in den Gastländern ohne weiteres in ihren alten Berufen zu etablieren. Besonders schwierig scheint die Situation für Politiker und Schauspieler. Beide sind an die Glanz ihrer Heimat gebunden. Ein paar Politiker haben in China und Rußland Aufstellungen gefunden, der große Rest — soweit er unvermögend ist — darf sich nicht über die wahre Lage täuschen, wenn die internationale Presse in Zeiten der Antidiffertenzjunktur ein paar Artikel von ihnen gebracht hat. Auch die Schauspieler, die nicht in der Lage sind, in kürzester Zeit eine fremde Sprache so zu lernen, daß sie zur zweiten Muttersprache wird, und die außerdem nicht die besonderen Schwierigkeiten der international angewandten Kontingentspolitik überwinden können, sollten sich, ohne zu ädern, genau wie die Politiker, neuen Berufen zuwenden. — Für einen Teil der Schriftsteller und Journalisten gibt es augenblicklich noch eine Kon-

junktur; sie wird aufhören, wenn das Interesse der Welt für die Vertriebenen erlischt, und wenn sich erst aus der großen Anzahl der deutschen Emigrationszeitungen herausgeschält haben wird, welche zwei oder drei von ihnen übrig bleiben. In der Sprache des Gastlandes zu schreiben, ist erst nach jahrelangem, vielleicht jahrzehntelangem Aufenthalt vielleicht möglich. Und mit Uebersetzern journalistisch zu arbeiten, wird auf die Dauer weder erfreulich noch rentabel sein. — Musiker und bildende Künstler haben höchstwahrscheinlich nicht zu sehr unter den typischen Qualen der Emigration zu leiden, ihre Arbeit ist meistens weder an Sprache noch an Arbeitsdemütigung gebunden. Man hört sogar, daß Musiker, die sich auf Klavierspiel verstehen, Chancen haben.

Soweit der Bericht über Politiker und Künstler. — Mediziner, Juristen und Nationalökonomien können nur, wenn sie über größere Mittel verfügen, verschiedene Examina der Gastländer nachholen. Viele, besonders der Mediziner, finden augenblicklich in Laboratorien Arbeitsmöglichkeiten oder praktizieren gemeinsam mit Ärzten der Gastländer. Man hört viel Widerstandswort über diese Methode, recht viel Ablehnendes, denn es sei eine Verschleppung der Krise und ein Ausweg von zweifelhafter Wirkung. Die größten wirklichen Chancen scheinen Mediziner und Juristen in gewissen überseeischen Ländern zu haben; und sind mehrere Fälle bekannt, in denen es Deutschen gelungen ist, in China und im südlichen Amerika in ihren alten Berufen zu arbeiten.

Wir sind uns der Schwere dieser Verteilung bewußt. Es muß aber immer wieder gesagt werden, daß uns allen nur geholfen wird, wenn wir klar sehen. Und wer von den Intellektuellen dazu körperlich und seelisch in der Lage ist, sollte es versuchen, sein Brot mit manueller Arbeit zu verdienen. Einer der bekanntesten deutschen Soziologen, Universitätsprofessor und Ehren doktor, verkauft in einer holländischen Stadt Gemüse, das er selber zücht. Einer der bekanntesten deutsche Autoren von internationaler Ruf lebt in Südfrankreich als Bauer und fühlt sich — so schreibt er — „besser und glücklicher wie noch nie“. — Jeder weiß, daß diese Beispiele hundertfach vermehrt werden können. Und es ist eigentlich kein einziger Fall bekannt geworden, in dem Intellektuelle nicht mit ihrem neuen Beruf landwirtschaftlicher oder handwerklicher Art zufrieden gewesen wären.

Für die Kaufleute ist die sibirische Lage komplizierter, real aber einfacher. Sie besitzen seitlich die Uebung, ihren Alltag von geistigen Erkenntnissen bestimmen zu lassen, und so fällt ihnen die Ueberlegenheit, mit der Intellektuelle den Berufswechsel vornehmen können, viel schwerer. Trotzdem hört man von Hunderten von Fällen, in denen Kaufleute sich zur Berufsumstellung entschließen konnten und gut dabei gefahren sind. Es gibt ja in den neuen Berufen auch immer wieder Möglichkeiten, unter Anschauung an die früheren Erfahrungen, kaufmännische Möglichkeiten auszunutzen. Wer irgend Kapital hat, versucht es, in den Gastländern mit jenen Artikeln Geschäfte zu machen, deren das Gastland bedarf und die es noch nicht oder unvollkommen besitzt. Man kann übrigens dabei die Feststellung machen, daß ein größerer Prozentsatz der kapitalkräftigen deutschen Kaufleute in Holland und in den nordischen Ländern lebt. Auch in Frankreich sind eine Reihe von meist kleineren Unternehmungen gegründet worden, zum Teil als Kollektivs. Spielwaren, Schokolade, Schlagsahne, Automotoren sind Artikel, die man in Deutschland besser herstellt als in Frankreich. Hier bieten sich Möglichkeiten, die alle ausgenutzt werden. Das Eigenartige bei den Kaufleuten ist ja gerade, daß sie meistens innerhalb ihres eigenen Berufes umschichten.

Es bleibt noch über die vielen jungen Mädchen zu sprechen, die entweder ihre Hörsäle und Kontore in Deutschland verloren haben, oder aber die die Luft dieses Deutschlands nicht atmen zu können glauben. Soweit sie nicht in den Cafés gelandet und getranbet sind, sondern wirklich die Haltung und die Würde besitzen, die eine derartige Emigration von ihnen verlangt, so haben sie beinahe alle als Stenotypistinnen, Fotografinnen oder Haushaltsgeschäftinnen Unterkunft gefunden.

Die neuen Berufe verlangen ganze Menschen. Die Umstellung, die von den meisten verlangt wird: vom Kopiarbeiter zum Handarbeiter, ist in den meisten Fällen nicht nur Gewöhnung für eine neue Existenz, sondern auch den Betroffenen selber in jeder Beziehung nützlich. In fast allen Ländern wird es zum Frühjahr Bedarf an Landarbeitern geben. Nichts ist empfehlenswerter, als diese Chancen auszunutzen, und die eigene Neigung zu dieser Arbeit kennen zu lernen. Wir leben in einer Zeit der Umformung vieler sozialer und menschlicher Werte. Die geistigen Menschen Deutschlands haben in den letzten Jahren schmächtig verlangt. Hoffen wir auf das Geschlecht, das bei dem Neuaufbau unseres Deutschlands nicht nur den Himmel, sondern auch die Erde kennt.

Chile - Equador - Kolumbien

Möglichkeiten für einwandernde Juden

Santiago de Chile, 14. April. (JTA.) Der Außenminister von Chile gibt amtlich den Wortlaut einer Erklärung bekannt, die er als Antwort auf Bitens, die Einwanderung deutscher Juden nach Chile zu erleichtern, abgegeben hat. Die Erklärung lautet:

Die Regierung steht den verschiedenen an sie gelangten Gesuchen betreffend die Einwanderung deutscher Juden nach Chile mit großer Sympathie gegenüber. Die Regierung wartet Informationen und die Beantwortung von Anfragen zwecks Heranabgabe eines detaillierten Kommissariats zu diesem Gegenstand ab. Von Spanien aus hat die Regierung das Erlauben um Einwanderungserlaubnis für 2000 deutsche Juden erhalten. Obwohl die chilenische Regierung in Einwanderungsfragen keinen Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden macht, hält sie doch eine Einwanderung solchen Ausmaßes mit Rücksicht auf die starke Arbeitslosigkeit im Lande nicht für wünschenswert. Die gegenwärtig in Chile lebenden 12.000 Juden stellen ein arbeitsloses Bevölkerungselement dar, das sich den Landesverhältnissen nicht angepaßt hat.

Todesurteile in Polen

(WB.) Seit 1928 bis zum heutigen Tage besteht auf dem ganzen Gebiet der polnischen Republik das handrechtliche Verfahren für einen großen Teil der im Strafgesetze vorgeschriebenen strafbaren Handlungen, einige politische Delikte inbegriffen. Das charakteristische an diesem Verfahren ist, daß nur eine Instanz besteht und daß als einzige Strafe die Todesstrafe ausgesprochen werden kann. In diesen 5 Jahren wurde diese Ausnahmejustiz, die fast zur Regel

New York, 14. April. (JTA.) Aus Quito, der Hauptstadt der südamerikanischen Republik Equador, wird der Jüdischen Telegramen-Agentur mitgeteilt:

Die an Naturschätzen reiche, aber wirtschaftlich noch nicht entwickelte Republik Equador besitzt Möglichkeiten für jüdische Einwanderung bestimmter Berufskategorien. Namentlich für Kleinindustrien besteht weites Spielraum. Die jüdische Gemeinschaft in Equador ist die jüngste und darum kleinste in ganz Südamerika. Weiß kommen die Juden nach Equador aus der benachbarten Republik Peru. Es wäre zu wünschen, daß die zuständigen jüdischen Institutionen Europas die Möglichkeiten einer jüdischen Einwanderung in Equador prüfen und zum besten ausnützen.

Aus Bogota wird der JTA. gemeldet, daß eine gemischte jüdisch-kolumbianische Kommission unter der Leitung des bekannten Politikers David A. Pardo die Möglichkeiten einer jüdischen Einwanderung nach Kolumbien studiert. Die Minister für auswärtige Angelegenheiten, Handel, Industrie und Landwirtschaft haben dem Plan mit Sympathie gegenüber.

geworden ist, so gehandhabt, daß durchschnittlich jeden Monat 7 Todesurteile vollstreckt wurden. Von den gefällten Todesurteilen wurden 62,7 Prozent vollstreckt. In den zwei dahinter Jahren des zaristischen Regimes 1906—1908, die der Diktator ergebene Strafgerichtlicher Makowski in seinem „Strafrecht“ als die „blutigsten“ bezeichnet, wurden bloß 40 Prozent der gefällten Todesurteile vollstreckt. Es gibt in der Welt wenige Staaten, in denen in Friedenszeiten eine so grausame und blutige Strafgesetzgebung und Straffjustiz besteht.

Die verschobene Arbeitsschlacht oder Reichsstatthalter Mutschmanns erster Spatenstich

Wahre Nachrichten aus Deutschland klingen oft unwahrscheinlich. Wir versuchen darum, daß der nachfolgende Bericht aus allerbesten Quelle stammt und buchstäblich wahr ist! Hed.

Am 21. März eröffnete Hitler die „Arbeitsschlacht“. Er selber sprach in Unterbaching, wo der erste Spatenstich am Bau einer Autostraße getan wurde — anscheinend zerbrach diesmal nicht der Spaten wie voriges Jahr bei der Grundsteinlegung für den neuen Münchner Glaspalast der silberne Hammer in des „Führers“ Hand.

Hitlers Rede wurde in ganz Deutschland gehört. Auf öffentlichen Plätzen, in den Gaststätten und Rundfunkgeschäften dröhnten die Lautsprecher, und Plakate forderten die Passanten auf, einzutreten und die Rede des „Führers“ anzuhören. Allgemeine Arbeitsruhe gab der Stunde die Weihe. In Dresden wurde sogar die Gerichtsverhandlung gegen 52 Sozialdemokraten auf einige Stunden unterbrochen, weil der Schwurgerichtssaal für die Uebertragung der Hitlerrede vor den verammelten Justizbeamten gebraucht wurde; in den Nachmittagsstunden wurde dann der Kampf gegen den inneren Feind mit erfrischten Sinnen weitergeführt, und da Hitler in seiner Rede soeben versichert hatte, daß Deutschland ein sozialistisches Land sein konnte man mit um so besserem Gewissen die Zuchthausurteile gegen Marxisten anknobeln.

Wie in Unterbaching und wie gleichzeitig noch an verschiedenen Stellen Deutschlands wurde zur selben Stunde auch bei Dresden der erste Spatenstich an einer zu bauenden Autostraße getan. Es geschah in Kemnitz-Stegisch, einem Dresdener Vorort am Rande des Stadtgebietes. Auch hier war das ein großartig angelegener Alt. E. Z. und St. Stahlhelm, Arbeitsdienst, Polizei, Eisenbahner, Straßenbahner standen parademäßig aufmarschiert. Auch die Arbeitslosen waren zur Stelle; man hatte sie an den Stempelstellen sammeln und geschloffen nach Kemnitz marschieren lassen. Nun konnten sie hier mit eigenen Ohren und Augen hören und sehen, wie die Arbeitsschlacht begonnen und der Arbeitslosenfrage der Garau gemacht wurde.

Reichsstatthalter Mutschmann, der mit bewährten Garugeschäften den Weltkrieg für seine Person gewonnen hat und also weiß, wie man Schwierigkeiten beizumittelt, stand hier im Namen des „Führers“. Er schritt die Front ab und hielt eine große Rede, in der er noch einmal das „Novemberverbrechen“ verdammt, das den Menschen weder Arbeit noch Brot gegeben habe, und die Regierung Hitler lobte, die schon 2,5 Millionen Arbeitslosen Beschäftigung gebracht habe — wenn das so weiter geht, wird das „dritte Reich“ bald in alle Welt bevölkern müssen: Sendet sofort Arbeitslose, sonst Arbeitsschlacht unmöglich!

Nach dem Reichsstatthalter sprach der Gauleiter. Dann dröhnte aus dem Lautsprecher die Stimme des „Führers“.

dem deutschen Volke, Arbeit und Brot, Frieden und Freiheit versprechend. Und dann kam der feierliche Augenblick:

Die ersten Spatenstiche.

Der Reichsstatthalter tat sie eigenhändig. Dann gab er den Spaten dem Gauleiter. Auch dieser grub und gab den Spaten einem dritten Würdenträger, der auch einige Schollen abtrug — für eine Autostraße war das schon ein ganz hübscher Anfang. Und als somit die Arbeitsschlacht auch in diesem Geschichtsabschnitt eröffnet und alles richtig begonnen war, marschierte die ganze Parade unter den Klängen des Horst-Wessel-Liedes ab.

Das war am 21. März. Am 22. März pilgern einige Arbeitslose aus der Stadt hinaus nach Kemnitz — der Andrang dort wird zwar groß sein und wahrscheinlich kommt ohne Protektion keiner an, aber man muß es versuchen; vielleicht haben sie doch Glück.

Gegen Mittag kommen sie zurück. Enttäuscht und höhnisch: Nein, so was haben sie noch nicht erlebt. Nicht einmal im „dritten Reich“! Gehen dieser Saimitam — und heute? Kein Mensch ist an der Baustelle, ja.

es gibt überhaupt keine Baustelle!

Und die ersten Spatenstiche? — Die sind geschüttet, eingeebnet — sind verschwunden!

Unser Gewährsmann, dem sie das erzählen, glaubt es ihnen einfach nicht. Das muß er erst selber gesehen haben! Gleich am Nachmittag fährt er hinaus nach Kemnitz-Stegisch; einen der Erwerblosen nimmt er mit. Und nun sehen sie auf dem Schanplatz des geirigen Theaterzauers. Es ist kein Irrtum möglich, die Spuren des Aufmarsches sind deutlich zu sehen. Heute, mit denen sie lachen, schildern ihnen die Feier. Und hier ist die Stelle, wo der Mutschmann grub — wahrhaftig: die „ersten Spatenstiche“ sind sauber eingeebnet, damit niemand stolpert. Denn Ordnung muß sein. Und da steht sogar eine große Tafel mit der Aufschrift:

Arbeiter werden nicht angenommen, Arbeitsaufnahme für drei Monate verschoben.

Die „Arbeitsschlacht“ ist verschoben; man kann getrost von einer Zälebuna sprechen. Wie lang werden diese drei Monate sein? Das geht die Maulkorbträger im „dritten Reich“ gar nichts an. Sie haben den Lämiam durch den Rundfunk mitanhören dürfen. Nun mögen sie ruhig glauben, daß die Arbeitsschlacht im Gange ist, daß nun auch in Kemnitz-Stegisch bei Dresden die Leute arbeiten wie die Bienen — wenn sie nur gl a u b e n ! Glauben macht seltsam.

Es soll aber doch geschehen, daß die Leute über diese „ersten Spatenstiche“ stolpern. Und das merkwürdige ist: sie stolpern, gerade weil das Loch eingeebnet worden ist!

Aus dem „Neuen Vorwärts“.

Des Reichskanzlers Quartiermacher

Ein lustiger Gaunerstreich

Am Juli 1933 erschien bei einer Kommerzienrätinwitwe in Garmisch ein schlanker, eleganter Herr in einer etwa fantasitischen goldbordierten Uniform und stellte sich als Fliegerkapitän der „Weisfalen“ vor. Er sei beantragt, so erklärte er weiter, für den Reichskanzler Adolf Hitler Quartier zu machen, der demnächst nach Garmisch komme und sich die Villa der Kommerzienrätin zur Wohnung ansehe. Die treuherzige Frau glaubte dem Fremden aufs Wort, stellte ihm ihr Auto mit Chauffeur zur Verfügung und händigte ihm auf sein Verlangen auch 200 Mark als lebenslanglichen Mitgliedsbeitrag für die Frauenenschaft der NSDAP ein. Am nächsten Tage ließ sich der „Derr Kapitän“ mit dem Auto nach München zum Flughafen fahren, vollführte hier ein höchst wichtiges Hin- und Herlaufen, zeigte dem Chauffeur ein soeben landendes Flugzeug als das des Reichskanzlers und ließ sich schließlich zum „Braunen Haus“ fahren. Hier blieb er einige Zeit im Innern, erschien dann wieder, ließ sich nach Hirtensfeldbrunn fahren und von dort nach Augsburg, wo er fürs erste enthiwand, indes die Garmischer Kommerzienrätin alles für die Ankunft des Reichskanzlers vorbereitete.

Ein Wiedersehen gab es erst jetzt vor dem Schöffengericht in der Au, wofür der Quartiermacher des Reichskanzlers, in Wirklichkeit der etwa zwanzigmal vorbeirafte Seemann Max Heinkel sich wegen Betrugs im Rückfall verantworten mußte. Er hat zwar um Jubiläum mildeender Umstände, hatte aber kein Glück damit: das Urteil lautete nämlich auf ein Jahr Zuchthaus, 50 Mark Geldstrafe und darüber hinaus auf Sicherheitsverwahrung auf unbestimmte Zeit.

Reichswehr als Parteicheer

„Unterricht über politische Tagesfragen“

Berlin, 12. April. Reichswehrminister Generaloberst von Blomberg hat folgende Verfügung erlassen:

„Das erste Jahr der nationalsozialistischen Staatsführung hat die Grundlagen für den politischen und wirtschaftlichen Neubau der Nation gelegt. Das zweite Jahr stellt die Notwendigkeit der geistigen Durchdringung der Nation mit den Leitgedanken des nationalsozialistischen Staates in den Vordergrund.“

Ich ordne daher an, daß künftig dem Unterricht über politische Tagesfragen in der Wehrmacht von allen Dienststellen erhöhte Bedeutung beigemessen und gesteigerte Aufmerksamkeit zugewendet ist. Um eine einheitliche Durchführung des Unterrichts über politische Tagesfragen zu gewährleisten, wird das Reichswehrministerium künftig gedruckte Richtlinien für den Unterricht über politische Tagesfragen als Anhalt herausgeben.“

Den gesamten Hausrat gepfändet

(Anrech.) Die Zivilkammer des Breslauer Landgerichts hat gegen einen Juden, der nach Moskowitz in Polen auswandern wollte, ein unerhörtes Urteil gefällt. Es hat die Pfändung des gesamten Hausrats für zulässig erklärt, obwohl die Zivilprozessordnung bestimmt, daß der notwendige Hausrat unpfändbar ist. Das Gericht hat sein Urteil damit begründet, daß die betreffende Vorschrift der Zivilprozessordnung „nicht für einen Haushalt besteht, der ins Ausland verlegt werden soll“.

Warum nicht? Wenn man doch so viele Frauen und Kinder von Emigranten von Staats wegen um alles bestohlen hat.

Arme - sollen sterilisiert werden

(Anrech.) Die „Altsächsische Wochenchrift“ berichtet über einen Vortrag des Nationalsozialisten Voofs „Zur Verhütung der Entsehung lebensunwerten Lebens, insbesondere zur eugenischen Sterilisation“. Voofs hat nach diesem Bericht geradezu unachenerliche Forderungen aufgestellt. Er verlangt, daß zum Zwecke einer Entsehung über die Sterilisation, „die unter Fürsorge stehenden“ und die „Armen-Unterstützungsempfänger“ arztärztlich untersucht werden.

Elendslöhne

Für Uniformschneider

Aus einem Brief: Die Frau eines Schneidergehilfen aus Norddeutschland schreibt an eine befreundete Familie in Frankreich u. a.:

„Bei der Sipo-Lieferung war der Durchschnittsverdienst 18 bis 15 Reichsmark die Woche. Ja, in einer Woche hatte er nur 8,95 Reichsmark verdient und das bei 48 Stunden Arbeit. Leider sind so die 30 Reichsmark, die ich von Dir erhalten habe, mit draufgegangen und ich sollte mir doch einen Mantel dafür kaufen. Nun haben wir fleißig, um aus alten Sachen Neues zu machen.“

Die in vorstehendem Briefe angegebenen Lohnbeträge sind im Afford verdient. Der Mann ist ein guter flotter Schneider und verdient immer Spitzenlöhne. Die Familie besteht aus 4 Köpfen. Man sieht, daß die Arbeitsbeschaffung im Schneidergewerbe nur zu Hungerlöhnen reicht.

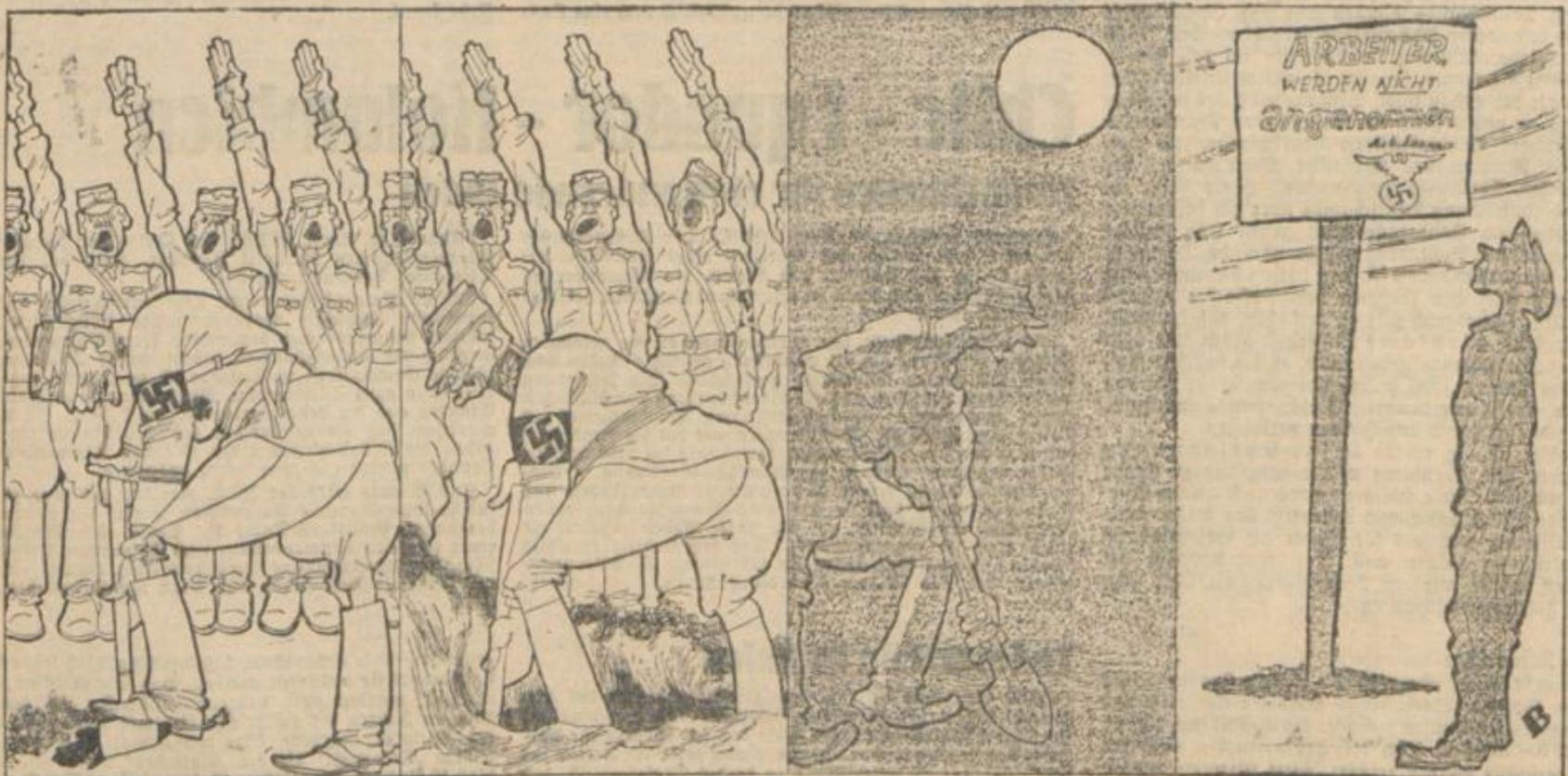
Der Verkehr sinkt weiter

(Anrech.) Aus dem Bericht der „Allgemeinen Volksbahn u. Kraftwerke AG., Berlin, entnehmen wir: „Der Rückgang der Verkehrszahlen bei den Bahnunternehmungen und Autostraßenbetrieben ist merklich geringer geworden; doch konnte hier eine weitere Senkung der Verkehrseinnahmen nicht verhütet werden. Die Ueberschüsse aus den eigenen Betrieben und die Erträge der selbständigen Unternehmungen sind von 2,80 Millionen im Vorjahr auf 3,22 Mill. Reichsmark gesunken. Bei der Duisburger Straßenbahn GmbH, glua der Verkehr nicht mehr so stark zurück, jedoch wird eine weitere Minderung der Einnahmen verzeichnet.“

Ein Sachkundiger

Ein früherer Schachhäftling hatte sich in einem Lokal in Altona sehr abfällig über ein Konzentration Lager, dessen Inlässe er gewesen war, geäußert. Das Altonaer Sondergericht verurteilte ihn zu acht Monaten Gefängnis.

Eine wahre Geschichte aus Dresden



Hiermit beginnt die Arbeitsschlacht!

Siegheil!

Vorbei das Fest!

-----!

Herr Bornstein kam zurück

„Grundlos verängstigt“

Am 10. Februar 1934 fuhr Herr Benno Bornstein nach Berlin zurück. Sozusagen direkt auf freundliche Einladung des Herrn Innenministers. — Herr B. B. (wie man ihn in seinem Geschäft rüchsigvoll genannt hatte) war bis Frühjahr 1933 Teilhaber der von ihm gegründeten Berufskleiderfabrik Gebrüder Wiesel gewesen. Da er nie einer politischen Partei angehört und kaum ein nachweisbares Verbrechen begangen hatte, konnte er sich mit Recht als einer der „durch Hegblätter der Systemparteien grundlos Verängstigten“ betrachten. Die hatte der väterlich besorgte Minister doch nahezu gastfreundlich aufgefordert, zum Wirtsvolke zurück-zukehren.

Herr B. B. kehrte zurück. Schon im D-Zug Zürich—Basel—Stuttgart dachte er: „Recht haben sie, die forschenden Leute von der Regierung, daß sie zwischen den ewig unzufriedenen Elementen, die jetzt draußen weitermeckern, unterscheiden und unsernein, der manche rigorose Maßnahme gewiß nicht unterschreiben, aber immerhin aus der Einstellung des neu-deutschen Menschen heraus begreifen kann.“

Herr B. B. dachte tatsächlich in solch langen Sätzen. Schon seit seiner Einjährig-Freiwilligen-Zeit. Weiterhin philosophierte er: „Wie schön, wieder in einem deutschen — (er dachte sogar „deutschen“) — Wagen zu sitzen, in knapper, aber reeller Weise von einem geschulten Speisewagenkellner bedient zu werden. Einmal hat man doch genug von den ewigen Maidlis mit ihren schlimmen Kehllauten und dem hohen Frankentrinkgeld.“ Und als ihn hinter Schaffhausen der prompt erschienene Kontrolleur zackig anfuhr: „Fahrkarte bitte!“, fühlte er sich wieder ordentlich heimisch. Bahnpolizei und SS. waren schon dagewesen und hatten bei einem Blick in den Speisewagen nicht mehr Notiz von ihm genommen, wie von einer gebrauchten Serviette. — Dann schlief er bis kurz vor Berlin. Erwachend betrachtete Herr B. B. gerührt die Häuserfronten von Steglitz, seiner früheren Wohngegend. Es schienen ihm sogar weniger Hakenkreuzflaggen an diesem — aus irgendeinem Grunde festlichen — Abend zu grünen, als vor seiner Abreise. Die Stadtbahnhöfe glänzten abendlich sauber, die Lichtreklamen in den Vergnügungsvierteln leuchteten so bunt wie ehemals und Herr B. B. fühlte eine wohlige Schwäche unter seinem jüdisch-deutschen Herzen. „Heimgekehrt,“ dachte er.

Dann passierte leider die kleine Rempel am Bahnhof Zoo. Herr Bornstein wurde nicht erwartet. Da er sparsam war, trug er mit mühsam abgespreiztem Arm selbst seine Rindledertasche. Und da wollte es der unglückliche Zufall, daß aus der Hardenbergstraße ein schmucker SS-Mann geschritten kam, der mit aufgestemten Armen über den schmalen Bürgersteig ging. Wahrscheinlich in keiner anderen

Absicht, als seine gutsitzende schwarze Montur besser zur Geltung zu bringen. Aber er stieß in dieser ein wenig selbstgenügsamer Haltung an den Herrn B. B. Dieser, wohl-abgewogen, weder zu knapp noch zu höflich, sagte deutlich: „Pardon“. Und hielt das als ehemaliger Großkaufmann wahrscheinlich für geistesgegenwärtig. Aber der Schwarzweise reagierte in unerwarteter Weise und rief in markigem Ton: „Pardong? — Du Saujud sächst zu mir Pardong?! — Ich wer Dir Pardong!“ Und schon flog Herrn Bornsteins Hut infolge des unsanften Stoßes vor die Brust auf Pflaster. Es war kein Wunder, daß auf diese laute Szene unterm hallenden Stadtbahnhogen hin beherzte Jünglinge von der HJ. und einige SA-Leute stehenblieben, um sich den hutlosen Mann näher anzusehen, der sich also an deutschem Sprachgut verging. Die wenigen Zivilisten hasteten so unbeeiligt wie nur eben möglich vorbei. — Mochte es ein atavistische Reflexbewegung aus liberalistischen Zeiten sein oder was immer, jedenfalls, Herr B. B. hob abwehrend den linken Arm in Augenhöhe. Das hätte er nicht tun sollen. Es war mindestens angedeuteter Widerstand gegen die nationalen Verbände. Kein Wunder, daß die erregte Menge eine bedrohliche Haltung einnahm. Was wiederum den streng rechtlichen Schupo Beamten vor dem Ufa-Theater veranlaßte, im Laufschrift mit gezogenem Gummiknüppel den Mann zu überqueren und dem bedrohten SS-Mann zu Hilfe zu eilen. Besser gesagt, den völlig aufgelösten Heimkehrer zu seiner eigenen Sicherheit in Haft und mit auf die Wache zu nehmen. Die disziplinierte Volksmenge folgte.

Schien es nicht mehr als recht und billig, Herrn B. B. nach dem Woher und Wohin zu fragen, so geriet der Zurückgekehrte schon bei der zweiten Frage des sehr höflich inquirierenden Beamten in Verlegenheit. Sie lautete, was er denn im Auslande gesagt hätte, wenn er nach den deutschen Verhältnissen befragt worden sei. Er habe nichts darauf gesagt und derartige Gespräche über die Heimat möglichst vermieden, entgegnete Herr Bornstein. Und das war ebenso diplomatisch wie unklug. Denn der verhörnde Beamte hatte strikte Anweisungen in bezug auf rückkehrende Nichtarier und mußte verordnungsgemäß erwidern: „Schweigen über deutsche Verhältnisse ist auch Greuelpropaganda!“ Darum war es ganz in der staatlichen Ordnung, daß Herr B. B. der Gestapo zur weiteren Befragung übergeben wurde.

Als er nach vier Wochen des Westsanatoriums verließ und einer von der Umgebung heimkehrenden Standarte auf der Tauentzien begegnete, kehrte Herr Bornstein nicht etwa um, sondern machte kurz Front und salutierte. Soweit es die beiden Stöcke erlaubten, mit deren Hilfe er sich fortbewegte. Und war von da ab nicht mehr grundlos verängstigt.

Charlie Kaschno.

Rotationseptilien

Von Kurt Doberer:

Wir drücken auf rollender Ewigkeit mit stinkender Farbenschmiere. Wir nageln die grinsende Frage der Zeit auf hölzerne Zeitungspapiere.

Wir mengen aus Blut und Eisen die Welt und notieren die Börsentabellen. Wir machen aus Tod und Teufel Geld und liefern was sie bestellen.

Wir machen den Volkszorn und auch den Krieg und montieren die Heldenstatuen. Bis zum dreißigen Ende verkünden wir Sieg, dann melden wir: Barrikaden.

Es wechselt der Chef, es wechselt der Kopf, schon stinken sie frisch, die Latrinen. Leicht schläft das Volk und schnell wächst der Zopf, rasch rollen die Schwindelmaschinen.

Hier nügen nicht Palmzweig, nicht Zetergeschrei und nicht Paragrafenprothesen. Hier hilft nur: den ganzen faulenden Brei auszuheben mit eisernem Besen.

„Hühnergelbes“ in Hitler-Deutschland

Verhinderter Bildersturm in Braunschweig

Man hat die ruhmreichen Farben der deutschen Republik, denen Freiligrath seine schönsten Lieder sang, zugunsten des schwarzweißroten Kompromißlappens von Versailles solange verhöhnt und in den Schmutz gezerrt, bis der Haß gegen die jahrhundertalten Farben schwarzrotgold auch dem letzten Hitlerjugendpimpf in Fleisch und Blut übergegangen war. Und nun befindet man sich nach dem Siege der nationalen Revolution in Bezug auf die Flaggenfrage in einer geradezu grotesken Situation.

In der noch immer geltenden Reichsverfassung heißt es, daß die Farben des Deutschen Reiches schwarzrotgold seien. Die Nazis behaupten, das neue Deutschland sei das Reich des Nationalsozialismus, dessen Feldzeichen das Hakenkreuz bildet. Hindenburg ordnet an, respektive bekommt abgeordnet, daß neben der Fahne von Potempa die — alte schwarzweißrote Fahne gleichberechtigt gezeigt werden müsse.

Kein Mensch in aller Welt findet sich in diesem Wirrwarr zurecht. Auch die SA. und SS. hat große Schwierigkeiten bei der Lösung dieses Problems. Darum laufen sie Sturm gegen alle Embleme des Reiches die irgendwie an den Staat der Freiheit und der Volksherrschaft erinnern. So verlangte die braunschweigische SA. von ihrem Ministerium, in dem neben dem verkrachten Mittelschulrektor und Ministerpräsidenten Dietrich Klagges der mit mangelhaftem Examen ausgerüstete Rechtsanwalt Alpers als Justizminister sitzt, trotzdem er an einer Reihe von Morden an wehrlosen Bürgern beteiligt war, daß die Amtsschilder der Reichsbehörden, die bekanntlich noch immer den rotbewehrten schwarzen Adler auf goldenem Grunde zeigen, schleunigst beseitigt werden müßten. Daraufhin hat der braunschweigische Ministerpräsident folgende Verlautbarung erlassen:

„Aus nationalsozialistischen Kreisen sind in letzter Zeit wieder Einwendungen gegen die Amtsschilder der Reichsbehörden, die den schwarzen, rot bewehrten Adler auf goldenem oder goldgelbem Untergrund zeigen, mit der Begründung vorgebracht worden, die Beibehaltung dieses Untergrundes bedeute eine Konzession an die Anhänger des bisherigen Systems.“

Bereits im Vorjahre ist in einer durch das Reichsministerium des Inneren veranlaßten Pressemitteilung darauf hingewiesen worden, daß der Reichsadler als Reichswappen schon seit Jahrhunderten und insbesondere seit dem Jahre 1871 auf goldenem oder goldgelbem Grunde dargestellt werde und daß es daher nicht angängig sei, in der Beibehaltung der alten Amtsschilder eine Erinnerung an das Weimarer System zu erblicken. Es handelt sich somit bei dem goldgelben Untergrund im Wappenschild um eine alte Tradition, von der abzuweichen jedenfalls vorläufig kein Anlaß besteht.“

Aber Herr Ministerpräsident! Warum denn so schüchtern? Warum denn so goldgelb? Sagten Sie früher nicht hühnergelb dazu?

Zeit-Notizen

Bergner-Film in Rumänien verboten!

Der Bergner-Film „Katharina die Große“ ist nun auch in Rumänien verboten worden. Der Zensor erklärte, daß königliche Personen im Film in einem ungünstigen Lichte gezeigt würden und daß daher der Film nicht freigegeben werden könne...

„Akademie“ für Rassen- und Gesundheitspflege

Das sächsische Staatsministerium des Innern hat beschlossen, in Dresden eine Staatsakademie für Rassen- und Gesundheitspflege einzurichten, die am folgenden Samstag bereits eröffnet werden wird. Die Staatsakademie ist, wie der „Lokal-Anzeiger“ meldet, dazu berufen, die wichtigsten Lebensfragen des Volkes namentlich auf dem Gebiete der Rassenkunde, der Rassenhygiene, der Vererbungslehre und der Bevölkerungspolitik zu behandeln und zum Wissensgut aller Deutschen zu machen. Sie soll ein geistiges Kraftzentrum völkischen Lebens im „dritten Reich“ werden...

Mehr Geld für Propaganda

Vor den Intendanten des deutschen Rundfunks erklärte Göbbels, daß es ihm gelungen sei, für den Rundfunkhaushalt neue Geldmittel in erheblichem Umfang zur Verfügung zu stellen, die weit über das hinausgingen, was er schon zu Anfang dieses Jahres aufgewandt habe.

Der Aufbruch der Kommisköpfe

Es läßt sich nicht länger leugnen: der geistige Umbruch der deutschen Nation ist Tatsache geworden. Unter der glorieichen Aegide der Herren Jost, Blunk usw., usw. feiert der neuerstandene deutsche Genius wahre Orgien in Schönheit und Kultur. Wer es nicht glaubt, lese die Feuilletons deutscher Zeitungen. Wir wollen ihm dabei behilflich sein, indem wir nachstehend ein besonders schönes Exemplar der neu-deutschen Geisteshaltungsprodukte im Auszug wiedergeben, das gegenwärtig die Runde durch die deutsche Presse macht.

Leider können wir nichts für die Verbreitung des ruhm-vollen Namens des Literaturherstellers tun, da selbiger sich schamhaft hinter einem kleinen — f — versteckt hat.

Das war — wie man sehen wird — wirklich falsch angewandte Bescheidenheit. Das Kunstwerkchen ist überschrieben: Die Mannschafsstube. Und es heißt darin:

„Was ist die Mannschafsstube? Na — das weiß am Ende sogar der Herr Einjährige. Also, Herr Doktor?“

„Die Mannschafsstube ist der Aufenthaltsraum für die Mannschaften...“

„Nu hör mal einer den Herrn Professor!... Und dabei sage ich doch jeden Tag hundertmal: „Die Mannschafsstube ist stets reinlich und sauber zu halten. Sigen! Damit wir in der Stube Ordnung haben, haben wir eine Stubenordnung. Woraus setzt sich die Stubenordnung zusammen?““

„Die Stubenordnung setzt sich zusammen aus dem Stubenältesten und dem Stubendiensthabenden...“

„Richtig! Und woraus besteht der Stubenälteste?““

„Der Stubenälteste besteht aus einem Gefreiten oder Gemeinen und den Befugnissen eines Vorgesetzten...“

„Recht! Bei was vor allem ist der Stubenälteste Euer Vorgesetzter?““

„Bei Unordnung usw...“

„Auch in seinem Schranke muß sich der Soldat jederzeit vorschriftsmäßig verhalten. Was gehört zu einer guten Schrankordnung?““

„Zu einer guten Schrankordnung gehören Reinlichkeit, Ordnungsliebe und ein Vorhängeschloß...“

„Recht! Sigen! Sehen Sie Herr Doktor, das war eine Antwort, wie sich gehört... Ich prophezeie Ihnen, daß Sie mir die einfachsten Fragen nicht beantworten können. Wieviel Paar Stiefel hat ein Soldat?““

„Zwei Paar Stiefel...“

„Wovon?““

„Von Rindsleder...“

„Unsinn! Wovon stets ein Paar gepuht sein muß. In was trägt der Soldat sein Geld bei sich?““

„In seinem Geldbeutel...“

„Blech! In kleineren Mengen... Um was?““

„Um notwendige Einkäufe zu machen.“

... Lauter Zimt! Um den Hals trägt er es... Was sind Bezüge?““

„Die Bezüge sind die Ansprüche der Militärpersonen auf Gehalt oder Löhnung...“

„Hat jemals ein Mensch einen solchen Grünkohl verzapft? ... Die Bezüge sind beim Einstreifen der wollenen Decken auf gesäuberte Tische und nicht auf den Fußboden zu legen...“

Und so geht das immer weiter. Der Verfasser wie der gleichgeschaltete Leser schwelgen in der behaglichen Situation, in der der Vorgesetzte kraft Lüge und Knopf den Untergebenen malträtirt, nur weil er vermutlich klüger ist als der Schikaneur. Sie schwelgen darin wie Schweine im Futtertrog.

Tragödie in Grophabersdorf

Der Bürgermeister und die Dienstmagd

Wir wollen der „Fränkischen Tageszeitung“, dem offiziellen, unter Aufsicht Streichers stehenden Nazi-Blatt Frankens nicht unrecht tun. Nicht jeden Tag wird gegen Juden gehetzt. Nicht jeden Tag sind sie internationale Hyänen, blutigierig auf Christen versessen. Nein, es gibt in dieser Zeitung auch eine andere fränkische Kunde, Dorfnyllien mit reizenden Einlagen, Liebesgeheimnisse und Seitenhiebe, die die Lektüre der „Fränkischen Tageszeitung“ angenehm machen.

Am 10. April fanden wir hier im Fettdruck diesen Bericht: „In verschiedenen Tageszeitungen erschien dieser Tage unter Gerichtsnachrichten ein Bericht über eine Verhandlung, in der angeblich der Bürgermeister von Grophabersdorf mit seiner Dienstmagd ein Liebesverhältnis unterhalten haben soll. Der Bürgermeister von Grophabersdorf legt Wert auf die Feststellung, daß der Berichterstatter in jeder Verhandlung sich, allerdings unverständlich, gründlich verhört hat, und daß in der Verhandlung nicht das Wort Grophabersdorf, sondern Rehdorf gefallen ist. Der Bürgermeister von Grophabersdorf ist außerdem noch Ortsgruppenleiter der NSDAP. Wir möchten deshalb alle diejenigen, die die falsche Notiz in jenen Zeitungen gelesen haben, dringend bitten, in ihrem eigenen Interesse von unserer heutigen Notiz Kenntnis zu nehmen. Den Zeitungen jedoch möchten wir im Interesse der Wahrung des Ansehens unserer Bewegung nahelegen, bei der Auswahl derartiger Berichte mehr Vorsicht walten zu lassen. Der Vollständigkeit halber sei nämlich noch hinzugefügt, daß von dem betreffenden Berichterstatter Bindungen zu gleichgeschalteten Herrschaften des früheren Systems nicht ganz mit Unrecht vermutet werden. Bindungen, die einen Hieb auf den jetzigen Bürgermeister von Grophabersdorf nicht ungern gesehen hätten.“

Soll man das so verstehen, daß nicht der Bürgermeister von Grophabersdorf, sondern derjenige von Rehdorf es gewesen ist, der der lockenden Sünde wider das Blut erlag? Die verführerische Dienstmagd hat, wie dem auch sei, einen hochgeschützten Edelarier zu Fall gebracht, vielleicht als eine Delegierte der Weisen von Zion, die zwecks Vergiftung des deutschen Liebeslebens überall ihr Unwesen treiben.

Kleines Leben

Als ich mein Zimmer Nummer 127 im Hotel D. betrat, sahe ich gerade das Zimmermädchen Antoinette wie in über-großem Schmerz auf der Erde zusammengekrümpt liegen, den Scheuerlappen kraftlos in der Hand.

— Was ist, Antoinette, — fragte ich, denn das robuste, nicht mehr ganz junge Mädchen mit den hervortretenden Backenknochen und dem kurzen schwarzen Haar hatte ich noch nie anders als freundlich und breit lachend gesehen.

— Ach — sagte Antoinette, und wandte mir mühsam ein zuckendes, verärgertes und vollkommen verzweifertes Ge-sicht zu, während sie immer noch wie gelähmt am Erdboden lauern blieb.

— Hat Ihnen jemand etwas zu Leid getan?

Antoinette schüttelte langsam den Kopf, dann schluchzte sie plötzlich laut und stieß unerwartet hervor:

— Nein, mein Mademoiselle, aber mein Fritz ist tot.

Ich war ratlos. Ich wusste nicht wer Fritz war. Ein Ver-lieber? Freund? Schatz?

— Wer ist Fritz — fragte ich etwas dumm.

— Ach Mademoiselle, mein Kind ist es.

Und dann folgte unter vielen Tränen diese traurige Ge-schichte:

Als ich 17 Jahre war, hatte sie ein Kind bekommen. Es war ihre erste Stelle in der Stadt, sie kam vom Gebirge und mußte nichts vom Leben. Der Monsieur, bei dem sie diente, hatte eine kranke Frau, die in Sanatorien vegetierte. Und er war sehr imponierend. Wissen Sie, er schrieb Bücher, in denen er von schönen Damen und der feinen Welt sprach, eines habe ich auch gelesen. Er sagte, ich sei ein Geschenk der Berge, und es war alles neu und seltsam, was er mit mir anfang. Und dann kam auf einmal der Fritz. Sie habe nicht gewußt, wohin mit ihm, denn ihre Mutter sei früh gestorben, und der Vater habe eine Stiefmutter geheiratet, eine schlimme, so daß es keine Heimat mehr gegeben hätte. Als Monsieur sah, wie mir immer schlecht war, und ich auch immer dicker und häßlicher wurde, da sagte er, nun soll ich wieder heim, und er gab mir das Reisegeld und auch noch sonst eine gute Summe. Er sagte, ich solle nicht weinen, denn er sei so einer, für ihn dürfe es immer nur das Schöne geben, die häßlichen Sachen im Leben würden ihm schaden, er könne dann nicht mehr solche feinen Bücher schreiben. Ob-wohl ich doch erst das Geschenk der Berge war, schalt er mich nun etwas Häßliches und sagte ich soll fortgehen. Heim konnte ich nicht, weil mein Vater doch die Stiefmutter geheiratet hatte. Zur Schwester, die im Nachbarort verheiratet war, wollte sie auch nicht, denn das sei immer schon so eine feine und herrliche gewesen, und sie habe auch den Schullehrer ge-heiratet. Nun wußte sie gar nicht was tun, und verbrachte vor lauter Unschlüssigkeit ein paar Nächte im Freien. Schließlich wurde es gar zu schlimm, und so schrieb sie ihrer Schwester alles. Dies sei sehr schwer gewesen, denn was sollte sie sagen. Die Schwester antwortete dann, es sei eine Schande, schrieb sie und noch viel Moralisches und Böses, aber es träte sich deswegen gut, denn sie könne mit ihrem Schullehrer kein Kind bekommen, und wolle eines an-nehmen. Ich kam dann ganz heimlich nachts an, wurde in das oberste Stockwerk gebracht, das nicht bewohnt war, und durfte nie fort, die ganzen dreieinhalb Monate, nicht, bis der Fritz kam. Ich mußte viele Redensarten über mich ergehen lassen, was ich für eine Hure sei, und die Mutter fürwahr drehe sich im Grad, um. Meine Schwester ging auch nie fort, und so meinte das Dorf, es sei ihr Kind. Aber und hier liefen ihr viele Tränen über das breite und brave Gesicht ich habe es ja doch gestiftet, und so war es also immer noch meins. Ich ging dann wieder in Stellung, aber in Hotels, denn von den Monsieur, die schöne Bücher schreiben, und dann auf einmal Kinder machen, hatte ich genug. Der Fritz wuchs bei meiner Schwester auf und sie war sehr gut zu ihm. Sie hat sich fast eingeredet, es sei wirklich ihr eigenes Kind, so eine Berrückte war sie. Im Dorf hat keiner was gewußt, so dachten wir jedenfalls. Wenn ich zwischen der Saison zur Schwester heimkam, so waren alle recht hart zu mir, wegen der Schande, das wollte mir die Schwester nie verzeihen, ob-wohl sie doch durch diese Schande den Fritz bekommen hatte. Ich habe immer viel gearbeitet in der Saison (eine vage Bewegung mit dem Scheuerlappen) aber bei meiner Schwe-ster mußte ich fast noch mehr zupacken. Der Schwager fand das nicht so recht, aber gegen meine Schwester kam er nicht auf, die war allemal die Stärkere mit ihrem Mundwort und dem feinen Gehabe. Den Fritz häutete sie ängstlich vor mir. Er wurde wie ein besserer Herr erzogen, mir war das nicht recht, ich mußte dann immer an Monsieur denken, und ich wollte doch nicht, daß der Fritz so einer wird. Als ich das einmal zu ihr sagte, schrieb sie, ich solle still sein, so eine wie ich könne doch nicht in Kindererziehung dreinreden, und das sei überhaupt ihr Kind. Einmal habe ich gehört, wie sie zu dem Fritz gefogt hat: Mit der Tante Antoinette mußt du nichts zu tun haben, sie ist zu gewöhnlich, das ist nichts für dich, der du auf einer höheren Bildungsstufe stehst. Der Fritz hat was gemurmelt, ich verstand nicht recht was, weil ich im Nebenzimmer aufräumte. Er war ein sehr nervöses Kind, und mit 13 Jahren schrieb er ein Gedicht, was in der Zeitung kam, ich zeigte es Ihnen nachher, wenn Sie wollen, Mademoiselle. Ich nickte, und sie fuhr fort:

Als der Fritz 15 Jahre war, benahm er sich sehr frech zu mir, Tante Antoinette, meine Stiefel sind nicht glänzend, Tante Antoinette, wecke mich morgen um 5 Uhr, Tante Antoinette, renne doch schnell zum Kaufmann und hole mir etwas Tinte usw. Aber daran war meine Schwester schuld, die ihm das so beigebracht hatte, und der Schwager, wie ge-sagt, kümmerte sich um nichts und las den ganzen Tag in seinen Büchern. Und dann war der Fritz auch sehr heiß-blütig und jähzornig. Einmal beim Staubwischen in seinem Zimmer ist mir ein kleiner Topf heruntergefallen und zer-brochen. (Es muß etwas Künstlerisches gewesen sein, denn er sammelte das und es kam von sehr weit her.) Darüber begann er so wütend zu werden, daß er laut schrie und mich schlug. Hier auf die Wade (und sie zeigte auf ihre grob-knochige rechte Wange.) Ich war ganz entsetzt, denn ich war doch seine Mutter, und fast hätte ich ihm das gesagt. Aber ich habe doch seiner Zeit schwören müssen, es niemals zu er-zählen, und so schwieg ich denn auch da. Meine Schwester kam auch dazu, sie hatte gesehen, wie er mich geschlagen hatte.

Sie rief nur: Fritz, so etwas tut doch ein wohlzogener Junge nicht, aber Antoinette, du bist dermaßen ungeschick, wie konntest du nur Fritzens schönsten Topf zerbrechen. Ich war ganz unglücklich und sagte gar nichts, weil mir die Tränen kamen. Aber abends (und ein einfältig gerührtes Pöckeln lag auf dem Gesicht von Antoinette), als ich ins Bett ging, lag auf meinem Bett ein Zettel: Liebe Tante Antoinette, es tut mir leid, daß ich heute so schlecht zu dir war, und unter dem Kissen lag eine Tafel Schokolade. So ein guter Junge war er. Und hier begann Antoinette heftig zu schluchzen, und man spürte, daß diese kleine Nettigkeit ein so außerordentlicher Vorfall in ihrem freudearmen Leben war, daß sie ihn nie vergessen würde.

„Aber nun kommt das Schlimme,“ fuhr sie fort, als sie sich wieder gefogt hatte. „Im Dorf ist es doch durchgedrückt mit der Geburt des Fritz. Keiner kann meine Schwester leiden, weil sie die Rase so hoch trägt, aber es hat noch nie einer öffentlich davon gesprochen, weil der Vater von Fritz der Fabrikbesitzer war, wo sie alle angestellt waren, und da hatten sie vielleicht Angst. Aber vorgestern geschah dann das Un-glück, und jetzt nimmt es mich wunder, daß nicht alles schon eher rausgekommen ist. Es war halt vielleicht eine Sünde, mein Kind wegzugeben, aber was hätte ich denn sonst machen sollen. Sie hatten Tanzstunden, in der Kleinstadt, wo sie in die hohe Schule gehen, das ist sowas, wo Knaben und Mädchen das Tanzen und Scharwenzeln von einem Lehrer beigebracht bekommen. Der Fritz tanzte immer mit der Schönen, und sie wollte auch nur mit ihm tanzen. Aber der Sohn vom Schultheißen, der doch schon zwei Jahre älter ist, war sehr zornig darüber. Und er beschwerte sich bei seiner Mutter, die schon lange einen Haß auf meine Schwester hatte. Und so stand sie auf und sagte ganz laut vor allen andern: Na ja, natürlich, der Fritz, der ist ja auch was Feineres, das ist ja auch der Sohn von einem besseren Herrn Dichter und einer Scheuerfrau, der Antoinette. So etwas sagte die Schultheißen. Der Fritz sei ganz blaß geworden und fort-gegangen. Am andern Tag hat es die ganze Schule gewußt. Manche riefen: Hurensohn. Andere: Jetzt weiß man ja, wo-her das Dichten kommt. Sie mochten ihn alle nicht sonder-lich, weil er klüger und abseits war. Mittags fragte er

meine Schwester nach allem. Er sei ganz ruhig gewesen, schreibt sie (und wie zum Beweis hielt mir Antoinette einen zerknitterten Brief hin) und sie habe sich nie gedacht, daß diese Gemeinheiten so furchtbar auf ihn wirken könnten. Er fragte also, ob das Gerüde wahr sei, und sie mußte alles zu-geden, bald gestanden sei sie, so habe sie sich gekränkt und geschämt. Sie habe ihm aber gesagt: Deshalb bleibst Du doch unser Sohn, denn jetzt, wo wir Dich fast 16 Jahre erzogen haben, ist es fast das gleiche. Darauf habe er nichts geant-wortet. Gegen Abend soll er noch gefogt haben: Die Tante Antoinette, also meine Mutter, habt Ihr aber nie sehr gut behandelt. Nach dem Abendessen sei er dann fortgegangen, zum Schuster ginge er noch schnell, sagte er, als meine Schwester ihn fragte, weil sie doch etwas Angst um ihn hatte. Und dann am Morgen (hier kam Antoinette vor Tränen kaum mehr weiter in ihrer Geschichte) haben sie ihn aus dem Dorfe weggezogen. Und mir — mir hat er diesen Brief zum Abschied geschrieben, und mit ihrer roten Hand hielt sie mir einen kleinen, feuchten Zettel hin. Und ich las:

Liebe Mutter!

Ich wußte nicht, daß Du meine Mutter bist. Sonst wäre ich besser zu Dir gewesen. Aber man sollte überhaupt zu niemand so gemein sein, wie ich es oft war. Es tut mir so leid, daß ich Dich einmal geschlagen habe. Es ist furchtbar, ein Sohn zu sein, der seine Mutter geschlagen hat. Ich weiß nicht, was aus mir jetzt hätte werden sollen, und daher sterbe ich lieber. Bei meinen Eltern wäre ich nicht geblieben, denn es sind ja nicht meine Eltern. In der Schule sagten sie Hurensohn zu mir. Einen habe ich verhaßt, weil er das gefogt hat, aber sie waren stärker, und fielen alle über mich her. Zu Dir hätte ich ja auch nicht gekonnt, denn Du bist Zimmermädchen in einem Hotel und da kannst Du keinen Sohn gebrauchen. Und dann: Ich hätte mich ja immer schämen müssen. Weil ich Dich geschlagen habe und über-haupt. Hoffentlich weinst Du nicht, denn Du hast sicher schon viel weinen müssen wegen mir. Dies bedrückt mich so, daß ich nicht weiterleben kann, denn das kann ich ja doch nie wieder gutmachen, was Du hast weinen müssen wegen mir. Nun adieu, liebe Mutter. Und sei auch nicht mehr böse.

Dein Sohn Fritz.

Antoinette blieb weiter über dem Scheuerlappen gekrümmt, und mir fiel nichts Tröstendes ein, was ich zu diesem armen, kleinen Schicksal hätte sagen können.

Liebestragödie der Blutsverwandtschaft

Vor dem Gericht in Monte Carlo wurde dieser Tage eine Ehe geschieden, deren dramatischer Hintergrund allge-meinestes Interesse gefunden hat. Vor etwa 25 Jahren hei-ratete ein gewisser Josef Böler die Tanzkünstlerin Grete Nielsen. Die Ehe dieses reichen Kaufmannssohnes mit einer Tänzerin war natürlich gegen den Willen der Eltern, der Sohn wurde verstoßen und verübte kurz nach der Geburt eines Kindes, das auf den Namen Robert getauft wurde, Selbstmord. Die Eltern des Mannes nahmen das Enkelkind in ihr Haus, die Mutter aber mußte sich verpflichten, für immer auf ihre Rechte zu verzichten. — 25 Jahre sind ver-gangen, Robert im Besitze eines stattlichen Vermögens, das er von seinen Großeltern geerbt hatte, verließ sich vor einem Jahre in eine charmante Amerikanerin und wenige Monate später ist die Hochzeit. Die beiden Ehegatten wolle-n sich in Monaco niederlassen und lassen ihr Gepäck aus der Heimat nachkommen. Die Frau aus Amerika und der Mann aus Buzarest. Robert betrachtet ein Bild seiner Mutter, die er gar nicht kennt, als sein Heiligtum und stellt dieses Bild auf seinem Schreibtisch auf. Seine junge Gattin hebt dieses Bild und wird schreckensbleich — stumm holt sie aus ihrem Gepäck das Bild ihrer Mutter heraus, es war ein und dieselbe Person. Auf telegrafische Rückfrage in Amerika wird fest-gestellt, daß die Mutter Roberts von ihren Schwiegereltern verstoßen, nach Amerika gegangen war und dort einen ge-wissen Mister Pivestone heiratete, dem sie ein Mädchen gebar. Und in Monte Carlo vollzog sich das Drama, daß sich die beiden Geschwister aus zwei verschiedenen Weltteilen kennen und lieben lernten... MZP.

Moderne Odyssee

Nach 17jähriger Irrfahrt kehrte jetzt der Bauer Calogero Germana in sein Heimatdorf Vitalla in Italien zurück. Ger-mana wurde im Kriege an der italienischen Front von den Oesterreichern gefangen. In einem Gefangenenlager von Galizien arbeitete er, bis plötzlich die Russen Galizien be-setzten und aus einem Irrtum heraus diesen Italiener, der ja eigentlich ihr Bundesgenosse war, in Ostruzland internierten. Nun scheint Calogero Germana nicht gerade einer der Klüg-sten zu sein, er kann nicht lesen und nicht schreiben und konnte den Russen auch nicht verständlich machen, wer er eigentlich sei. Wie mehr hörte seine Familie von ihm, er galt als verschollen, bis er eines Tages durch Zufall irgendwo im weiten Rußland einen Mann traf, der ein paar Brocken Italienisch verstand. Dieser Mann schrieb nach Italien, die Familie des Vermissten wandte sich gleich an die russische Regierung und schnellstens wurde auf diplomatischem Wege alles geregelt, um den modernen Odysseus wieder in seine Heimat zu schaffen. Jetzt weiß der Bauer Germana wieder in seinem Heimatdorf, als Wunder bestaunt von Nachbarn und Freunden.

70 Jahre Schreibmaschine

Die Schreibmaschinendamen können ein seltenes Ju-biläum feiern. Am Anfang des Jahres 1864 kon-struierte der Amerikaner Abner Peeler eine Maschine, die durch Typen selbsttätig Buchstaben zum Abdruck bringen konnte. Er verkaufte seine Erfindung an eine kleine Firma namens „Remington“, die für dieses Patent 3500 Dollar zahlte. Noch heute besitzt die Firma „Remington“ die erste Schreibmaschine, während in Londoner Museum die erste englische Maschine aufbewahrt wird, die von dem Oester-reicher Peter Ratterhofer konstruiert worden ist.

Bekennnis

Wort und Gold aus Schmerz und Schmutz zu pressen, seid ihr kühlen Eisens angestrengt. Sitze wird und Pant im Spiel gemessen und ins Haus der Berle eingelchrant.

Eure Zellen wurden zum Behälter für der Väter hallacwordenes Wort; euer Weinberg fruchtet nie zur Keller, vor der Reife steht er schon verdorrt.

Dieser Zellen Wahrheit heißt: das Eisen schmelzigen und biegen zu Maschinen. Dieser Zellen Aufrubr heißt: Bekennen!

Wer darf dieser Zeit Vergangenes pressen, wenn die Hunderttausend hörig dienen und die Herzen nach der Zukunft brennen!

Fritz Brügel.

Der Krebs

mit dem verlorenen Gleichgewicht

In einem Aquarium spazieren muntere Krebse herum, man merkt ihnen eigentlich nicht an, daß sie Versuchstiere eines medizinischen Instituts sind. Plötzlich kommt ein Herr mit einem Magneten, und nun fangen die Tiere an, sich komisch zu benehmen, sie folgen den Bewegungen des Magneten, legen sich auf den Rücken, man bekommt den Ein-druck, daß die armen Tiere schwindlig geworden sind. Mit diesen Tieren ist zur Prüfung der Gleichgewichtsnerven eine feltsame Prozedur vorgenommen worden.

Krebse streifen von Zeit zu Zeit ihre Schale ab, und mit dieser Schale verlieren sie auch ihre Ortholiten, kleine Stein-chen im Ohre, die dem Schwergewicht folgend, den Nerven die richtige Lage mitteilen. Mit der neuen Schale besorgt sich der Krebs auch neue Steinchen, besser gesagt Steinplättler und praktiziert sie in die Ohröffnung, wo sie verfallen und für das Gleichgewicht des Schalentieres sorgen.

Diese Versuchskrebse hat man während der Häutung in ein Bassin gefogt, wo statt der Steinchen winzige Eisen-plättler herumlagen. Die Tiere haben also statt Steinen jetzt Eisen im neuen Anzug, das im großen ganzen die gleichen Dienste tut, wenn eben kein Magnet in der Nähe ist. Wenn aber solch ein Magnet sich von oben dem Krebs nähert, ziehen die magnetischen Eisenteile nach oben und der Krebs glaubt, er liegt auf dem Rücken und dreht sich um, so daß jetzt die magnetischen Ortholiten in normaler Lage sichtbar sind.

Andere interessante Versuche werden in dem Gleich-gewichtslaboratorium auch mit Fischen gemacht. Hier soll fest-gestellt werden, wie der Einfluß des Lichtes auf das Gleich-gewicht verschiedener Tierarten wirkt. Es gibt Fischarten, die immer so schwimmen, daß sie mit dem Rücken dem Licht zugewandt sind. Hier im Laboratorium stehen nun Aquar-rien, die von oben abgedichtet werden können und von unten angestrahlt werden. Prompt reagieren dann manche Fische so, daß sie sich umbrechen und mit dem Rücken nach unten schwimmen. Andere Fische stellen sich senkrecht zur Licht-quelle und stehen plötzlich aufrecht im Wasser.

Viel komplizierter ist natürlich die Anlage der Gleich-gewichtsnerven beim Menschen, aber auch diese Versuche bei den niederen Tieren sind zur Erforschung von Erkrankungen dieser Sinnesorgane beim Menschen wichtig, denn Schwindel-anfälle sind nichts als Nervenkrankheiten.

Rückzug vor dem Pfarrer-Notbund?

Die neue Phase des Kirchenkampfes

Der protestantische Kirchenkampf ist in Deutschland in eine neue Phase eingetreten. Wie schon in den letzten Tagen verschiedentlich bemerkt wurde, gilt die Stellung des Reichsbischofs als erschüttert, da es ihm nicht gelang, die verschiedenen Oppositionsgruppen niederzuhalten. In die Anhängerschaft des Pfarrernotbundes trat auf jede Art die Anhängerschaft der „Deutschen Christen“ hin entschiedener auf als zuvor. Der neu eingesetzte Diktator der evangelischen Kirche, Dr. Jäger, ist nun von der Reichsregierung beauftragt worden, die unhaltbare Lage innerhalb der Kirche mit Beschleunigung zu überwinden. Auf seine Initiative hin mußte der Reichsbischof ein neues Kirchengesetz des geistlichen Ministeriums der deutschen evangelischen Kirche erlassen, in dem nahezu alle scharfen Maßnahmen und Verordnungen außer Kraft gesetzt wurden. Auch die Maßregelungen oppositioneller Pfarrer wurden aufgehoben. Das neue Kirchengesetz hat folgenden Wortlaut:

§ 1. Die Verordnung des Reichsbischofs betreffend die Wiederherstellung geordneter Zustände in der Deutschen Evangelischen Kirche vom 4. Januar 1934 wird außer Kraft gesetzt.

§ 2. Maßnahmen, die gegen kirchliche Amtsträger wegen ihres kirchenpolitischen Verhaltens eingeleitet worden sind, sind nicht durchzuführen. — Ausgenommen bleiben Verfahren mit staatspolitischem Einschlag. Ob ein solches Verfahren vorliegt, entscheidet das rechtskundige Mitglied des geistlichen Ministeriums.

§ 3. Abgeschlossene Maßnahmen unterliegen der Nachprüfung des Reichsbischofs. Er bestimmt den Zeitpunkt der Nachprüfung und trifft die erforderlichen Durchführungsbestimmungen.

§ 4. Die im § 1 der Verordnung des Reichsbischofs, betreffend die Wiederherstellung geordneter Zustände in der Deutschen Evangelischen Kirche vom 4. Januar 1934 aufgeführten Gesetze, nämlich das Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Geistlichen und Beamten der Landeskirchen vom 16. November 1922 und das vorläufige Kirchengesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Geistlichen und Beamten der Landeskirchen vom 8. Dezember 1933 sowie das Kirchengesetz betreffend Heiligung kirchenpolitischer Streitfälle vom 8. Dezember 1933 bleiben mit Wirkung vom 4. Januar 1934 außer Kraft gesetzt.

In einer Postkarte an die protestantischen Geistlichen sucht der Reichsbischof die für ihn so peinliche Situation mit hohlen Worten zu vertuschen. Er verspricht dabei, „unter Trennendes in der Vergangenheit einen Strich“ zu

ziehen. Zum erstenmal seit der Machtergreifung des Faschismus ist es einer Opposition, die den Mut zum Widerstand und zum Zusammenschluß aufbrachte, gelungen, dem Nationalsozialismus eine empfindliche Niederlage beizubringen. Die Gleichschalter müssen zurückweichen und ihre Niederlage sogar offen eingestehen, um nicht noch größere Mißerfolge quittieren zu müssen. Eine derartige Wendung im Kirchenkampf ist charakteristisch für die innere Situation des „dritten Reiches“ und gleichzeitig werden die Anknüpfungspunkte für den antifaschistischen Kampf deutlich sichtbar. Wir glauben nicht, daß mit dem gegenwärtigen Stand der Kampf innerhalb der evangelischen Kirche seinen Abschluß gefunden hat, aber der moralische und praktische Erfolg der Opposition hat doch bewiesen, daß das Regime seine Grenzen und Schwächen hat.

Nur zeitweilige Entspannung

Die „Neue Zürcher Zeitung“ schreibt: Die Annahme für die gemäßigten Geistlichen, deren Zahl auf 200 geschätzt wird, ist nur eine halbe Maßnahme, da der Zufall darüber entscheidet, ob ein Disziplinarverfahren noch in der Schwere oder schon abgeschlossen und daher nur noch freiem Ermessen des Reichsbischofs rückgängig zu machen ist. Die Spaltung in der Kirche ist schon zu weit vorgeschritten, das Prestige Mäkers zu stark erschüttert, als daß eine solche Vorgehensweise des gegenwärtigen Regiments alle Schwierigkeiten überwinden könnte. Man weiß, daß die schwankende Persönlichkeit des Reichsbischofs sich den Winken der Ratgeber die ihm je nach Zeit und Gelegenheit gerade am nächsten stehen, zu unterwerfen pflegt. In Kiel hatte der Reichsbischof angekündigt, er werde den oppositionellen Pfarrern, nachdem sie in die dargebotene Friedenshand nicht eingedrungen hätten, „an die Pfoten hängen“; im Berliner Sportpalast sagte er hinzu, er wolle nicht ruhen, bis nur noch Nationalsozialisten auf den Kanzeln predigten und in der Kirche Platz nehmen. Die diktatorischen Maßnahmen haben aber die Reihen der Opposition immer mehr verhärtet. Bei der prekären Lage, in der sich der Reichsbischof zuletzt befand, ist die Freiwilligkeit seiner Friedensbotenschaft stark in Frage gestellt. Das neue Kirchengesetz, bei dem der Vertreter des Staates die Feder geführt hat, wird vielleicht eine zeitweilige Entspannung der Lage bringen, die Ursachen der Krise aber nicht aus der Welt schaffen.“

Konflikt in Württemberg

Stuttgart, 15. April. In Württemberg ist ein Kirchenkonflikt ausgebrochen. Der Synodalrat hat dem Reichsbischof Wurm durch Ablehnung des gesamten Kirchenhaushalts das Vertrauen versagt. Dieser hat sich aber geweigert, die Konsequenzen zu ziehen und zurückzutreten. Reichsbischof Wurm hat übrigens Beziehungen zu dem Pfarrer-Notbund.

Papst weigerte, den in Rom weilenden Bizelektoren zu empfangen. Aus der gleichen Quelle wird mitgeteilt, daß sich der Papst auch geweigert habe, dem Ministerialdirektor Buttman, den deutschen Hauptbevollmächtigten für die neuen Verhandlungen, überhaupt anzuhören. Daß die Stellung des päpstlichen Staatssekretärs Pacelli, der die entscheidenden Vorarbeiten des Konkordats durchgeführt hatte, erschüttert ist, wurde bereits vor einer Woche gemeldet.

Man erzählt jetzt auch etwas Näheres über die Hintergründe der Nachricht, daß 800 protestantische Pfarrer zum Katholizismus überzutreten gedächten. Die Meldungen darüber stützen sich auf ein Schreiben des Professors für systematische Theologie an der Leipziger Universität Dr. Karl Lehmann an den Papst. Darin heißt es wörtlich, daß es

„der Wille, dem Gebot unseres Herrn Jesu Christi zu gehorchen, zur Flucht zu Dir, heiliger Vater, zwingt. Wir vermögen nicht länger zu glauben, daß unser Herr Gebote in den Gemeinden, die unter dem neuen Bischof der deutschen evangelischen Kirche stehen, restlos und ausschließlich befolgt werden. Da wir nun wissen, daß vielen unserer evangelischen Mitbrüder ähnliche Erkenntnisse aufdämmern, wollen wir fragen, ob es nicht möglich ist, daß unseren Brüdern die Rückkehr erleichtert werde, indem überall, wo eine ganze Gemeinde mit ihrem Pfarrer zurückkehren will, ihr dieser, wenn er als Priester der katholischen Kirche angenommen und geweiht werden kann, als Geistlicher, andernfalls als Religionslehrer beiseite gelassen werde.“

Dieses Schreiben wird auch vom „Observatore Romano“, dem Organ des Vatikan, veröffentlicht. Das läßt darauf schließen, daß man in Rom diesen Schritt sehr ernst nimmt. Angeblich sollen bereits Entscheidungen für den Fall ins Auge gefaßt werden, daß diese Konversionsbewegung einen größeren Umfang annimmt.

Drohungen gegen Katholiken

Stuttgart, 16. April. Das Stuttgarter Amtsblatt der NSDAP, der „NS-Kurier“, widmet den Spannungen zwischen der katholischen Kirche und den Nazis einen Leitartikel, in dem die folgenden Drohungen zu lesen sind: „Inwieweit führende Zentrumspotentiate ihre Hand im Spiele haben, die den Verlust ihrer ehemaligen politischen Machtstellung nicht verschmerzen können und in völliger Verleugnung der wirklichen Machtverhältnisse im „dritten Reich“ zwar vorsichtshalber per distance, aber dafür hinter den Kulissen um so entschiedener gegen den Stachel zu leiden suchen, läßt sich im einzelnen Fall gewiß schwer kontrollieren.“ Aber „die bekannten Spuren“ schrecken“. Das Blatt fordert deshalb, „daß die schwarzen Kutzen schallend lautlos umgehend in ihre verdienten Schranken zurückgewiesen werden und endlich einmal vollkommen in der Verleugnung verschwinden“.

Kommunisten!

Sie sprengten eine Versammlung

Saarbrücken, 16. April. In Saarbrücken streifen zur Zeit mehr als 800 Ortsverbände, die von der Stadtverwaltung zur Pflichtarbeit eingesetzt worden waren. Die Freiheitsfront an der Saar und die freie Gewerkschaftsbewegung des Saargebietes haben die streikenden Arbeiter in ihren gerechten Forderungen unterstützt. Die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion hatte eine dringliche Stadtverordnetenversammlung zur Beschließung über die Forderungen verlangt und in einer stimmungsgeladenen Hauptversammlung, die sie sich energisch für die Forderungen der Pflichtarbeiter einsetzte.

Am Sonntag waren die Streikenden zu einer Versammlung eingeladen worden. Von der Streikleitung war befohlen worden, daß Max Braun, der Führer der Freiheitsfront, in dieser Veranstaltung reden solle. Es kam jedoch nicht dazu, da die Kommunisten gemeinsam mit Nationalsozialisten beschlossen hatten, die Kundgebung unter allen Umständen zu sprengen. Bereits vor Beginn der Veranstaltung wurden die Stuhlreihen, auf denen die Stühle aufgestellt sind, gelöst und einzelne Stuhlbeine „gebrauchsfertig“ gemacht. Dann erhob sich gleich zu Beginn ein ohrenbetäubender Lärm und verschiedene der anwesenden Nationalsozialisten versuchten gegen die Versammlungsleitung vorzudringen. Darauf wurde die Veranstaltung geschlossen und der Saal geräumt.

Dieser Vorfall ist beachtlich und charakteristisch für die Kommunisten. Es konnte über die Rolle der Pflichtarbeiter überhaupt nicht ein einseitiges Wort gesagt werden. Und darum acht es den kommunistischen Schreibern ja auch nicht. Sie haben sich wieder einmal, anstatt durch nationalsozialistische Vorkämpfer, zum Handlanger der arbeitereindlichen Clique gemacht.

Große Freiheitskundgebung

Die Freiheitsfront von Sulzbach (Saar) hatte am Sonntagvormittag zu einer Kundgebung in ihrem Heim im Sulzbacher Wald aufgerufen. Sie konnte mit dem Erfolg mehr als zufrieden sein: Über 1500 begeisterte Menschen beteiligten sich an dieser Demonstration, die einen eindrucksvollen Verlauf nahm.

Nach einem einleitenden Vortrag über die Ziele des Kampfes der Freiheitsbewegung von Etienne Reunfies sprach Max Braun. In einstündiger Rede schilderte er den starken Auftrieb der Freiheitsbewegung an der Saar und die große Krise des Nationalsozialismus. Seine Ausführungen fanden hitzigen Beifall. Ein wirkungsvoller Sprechchor unterbrach die Veranstaltung.

ist da. Aber mögen die Weiber aller holländischen Soldaten und vor einer solchen Einigkeit bewahren, die seelisch verstreut, ja verfeindet!“

Olympische Spiele 1934

Wir entnehmen aus der „Post Scripta“ der Haagischen Post:

„In Deutschland sind außer der autoritativen Regierung noch immer viele andere Leute, die neben den hohen Funktionen mitregieren. Kürzlich erst ereignete sich in der Filmwelt etwas Verärgertes, als der von oben für gut befundene Film „Katharina, die Große“ unmöglich gemacht wurde, weil eine jüdische Schauspielerin in diesem mitspielte. Diese Schauspielerin hatte niemals einem armen Deutschen etwas anzuhaben getan. Auch über Max Baer können wir nichts anderes sagen, als das, wenn er wieder mit einem deutschen Boyer ringen wird, er seine Vorbereitungen mit Sammet versehen wird. Wie wir hören, wird er dazu bald Gelegenheit bekommen. Wenn wir das, was mit seinem Film passierte, als charakteristisch ansehen müssen für den Sportgeist der SA, dann können wir für die Olympischen Spiele in Deutschland wenig Gutes prophezeien.“

Hitler unterschätzt einmal wieder!

Über das Interview, das Hitler mit dem Berliner Korrespondent der „N. P.“ hatte, lesen wir im „Handelsblad“ (Amsterdam) u. a.:

„Die Hitler antworten kann, daß man in Amerika seine Versicherungen als lächerlichen Ansehen wird, ist unheimlich. Und aus dem Inhalt des Interviews ergibt sich, daß der Führer, der versichert, daß alle seine Mitarbeiter sich seinem Willen unterwerfen und daß keine Rede sein kann von Verrückungen mit dem Ziel, ihn zu verdrängen. Er rechnet auf eine Herrschaft von acht Jahren (bisher waren es vier). In dieser Zeit will er Deutschland besser und glücklicher machen. Man kann gespannt sein auf den Eindruck, den dieses Pressegespräch in Amerika machen wird. Wir bezweifeln, ob der Reichsführer diesmal einen geschickten Zug gemacht hat, indem er die Einschätzung der amerikanischen Tagespresse so gering einschätzte und glaubte, daß sie alles für ernst nehme!“

Am Ende des Konkordats?

Papen wird nicht empfangen...

„Wir vermögen nicht länger zu glauben“...

Das Konkordat zwischen dem „dritten Reich“ und dem Vatikan ist in völliger Auflösung begriffen. Die beiden Fronten sammeln ihre Kräfte zum Kampf gegen einander und mobilisieren ihre Autoritäten zum kaum noch vermeidbaren Kulturkampf. Alle Predigten der deutschen Bischöfe haben den Sinn, das gläubige Volk gegen die nationalsozialistischen „Arialehren“ in Bewegung zu setzen und ihren Märtyrergeist zu befeuern, der im Laufe von Jahrhunderten immer wieder die sinkenden Fahnen der Kirche emporrichten konnte.

Die Enttäuschung im Vatikan über Hitlerdeutschland ist maßlos. Alle diejenigen, die auf Grund bestimmter Zusagen für das Juli-Konkordat verantwortlich sind, fallen in Ungnade. Papen, noch vor einem Jahre persona gratissima beim Heiligen Stuhl, hat hier so abgewirtschaftet, daß sich der

Im holländischen Urteil

Das neue Ausländergesetz

Kramer schreibt u. a. in „Het Vaderland“ (Den Haag):

„Das deutsche Fremdenrecht wird umgeändert, und ich würde jedem, der sich einmal einen Blick über das „dritte Reich“ erlaubt hat, anraten, nun außerhalb der Grenzen dieses Reiches zu bleiben. Denn ein Ausländer, der sich verächtlich über die Regierung ausläßt, wird über die Grenze geschickt. Aber er kann auch, was noch ärger ist, in ein Gefängnis oder ein Konzentrationslager kommen. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob die Verächtlichmachung in Deutschland oder außerhalb stattgefunden hat... Denkt doch einmal an den braunen, alten dritten-reichsdeutschen Holländer, der nach dem Genuss von etwas deutschem Bier aus einer Wirtschaft hinaus auf einem schlafenden Wehrmann vorbei kam und ausrief: „Deutschland erwache!“ So etwas würden wir natürlich als einen Scherz bezeichnen, aber das deutsche Publikum war darüber in heller Entrüstung und wollte den Mann verfolgen lassen. Und es besteht sogar ein Grund, um anzunehmen, daß der deutsche Richter nicht weniger kriminell ist als die Wirtschaftsbetriebe. Wenn sie einmal eine Hitler-Karikatur mit einem amüsierten Vögelchen betrachtet haben und ein gefährlicher Herr in der Nähe lag — Meiervereinamt Brandenburg oder so — geht dann lieber nicht nach Oberammergau oder wandert nicht mit einem Rucksack nach dem Schwarzwald! Denn dann könnte ihr vielleicht eine Leidenstour in einem Faschistenspieler werden oder... sogar in den Tod geendet werden...“

Stiefkind Holland

Wir lesen u. a. in der „Haagschen Post“: „Nicht immer besteht die lästige Bestimmung, daß Deutsche, die in den Ferien nach Holland reisen wollen, nur Reisegeid in der Höhe von 20 Reichsmark mitnehmen dürfen, während die deutschen Reisenden nach Belgien, Frankreich und der Schweiz für denselben Zweck 200 Reichsmark bei sich haben dürfen. Woran Holland, das nach dem Krieg sofort bereit

war, Deutschland bei dem Wiederaufbau seiner Industrie zu helfen und ihm dazu noch einen ansehnlichen Kredit von 200 Millionen gab, diese Maßregel zu danken hat, bleibt für viele ein ungeklärtes Rätsel. Schon verschiedentlich haben wir auf dieses leitende Mittel und seine Ungerechtigkeit hingewiesen. In die wirtschaftliche Dummheit davon beleuchtet. Es liegt doch auf der Hand, daß Deutschland, wenn es so weiter geht, seinen Veruch mehr von Menschen zu erwarten hat, die holländisch denken und fühlen. Der Holländer ist nicht engherzig von Auffassung und wirklich nicht kleinlich, er ist gutmütig von Art und sieht nicht an allem gleich die Schattenseiten, aber bei all diesem Wohlwollen gibt es auch für ihn eine Grenze, aber die er sich nicht ohne weiteres hinwegweihen kann. Sein Gerechtigkeitsgefühl lehnt sich dagegen auf. Es geht nicht um ein pro oder contra hinsichtlich des Hitlerregimes. Hier betrifft es nicht diese oder jene politische Überzeugung, sondern eine vollständige feindliche Haltung gegen unser Land und unser Volk, die Deutschland nicht ändern will. Niemand auf der ganzen Welt, nicht nur in unserm Land, beargwöhnt es, daß Holland anders behandelt wird als die übrigen Nachbarländer: Belgien, Frankreich und die Schweiz.“

Trautes Idyll!

An anderer Stelle lesen wir in der „Haagschen Post“: „Der Reisende in Deutschland bekommt ein bestimmendes Gefühl von Einsamkeit. Er fühlt sich so absolut als Fremder, dem man mißtraut. Aber er kommt zu dem Schluß, daß nicht er, der Ausländer, allein ein Fremder ist, denn auch die Deutschen unter sich werden Fremde. O. äußerlich nicht; äußerlich ist alles Kameradschaft und Gemeinschaftsgefühl. Aber der Herr des Hauses lächelt im Wohnzimmer mit seiner Frau, weil Personal im Hause ist. Und die Menschen sprechen viel und eifrig miteinander, aber was sie auf dem Draußen haben, verschweigen sie. Man ist vorsichtig und mißtrauisch, aber das darf man selbst nicht zeigen. Gindenburg hat stets väterlich ermahnt: „Seid einig!“ Gut, die Einigkeit

Pariser Berichte

Pariser Straßenkalender

Eine George-Troß-Ausstellung, die bis 28. April dauert, wurde 30, rue La Boétie eröffnet.

Der Milchpreis in Paris wurde erneut gesenkt und beträgt jetzt 1,30 Fr. das Liter.

In der Comédie Française wurde das Stück „L'Embuscade“ von Kistemaekers übernommen.

Die Lose der Nationallotterie nach dem geänderten System werden Freitag herauskommen, und die erste Ziehung wird am 3. Juli sein. Die Serien unterscheiden sich nicht mehr durch Buchstaben, sondern durch Ziffern, weil viele Käufer die Serien X, Y, Z nicht nehmen wollten.

Henri Rochettes Ende

Henri Rochette, der berühmte Schwindelbankier, gewissermaßen der Stavisky der Vorkriegszeit, hat sein Leben auf abenteuerliche Weise im Gerichtssaal, „in den Sielen“ kann man sagen, geendet. Der Veteran der Strafprozesse war schwer darüber bekümmert, daß sein Bruder sich am Freitag an einem Bahndamm aus Verzweiflung erschossen hatte. Daraufhin ging Henri in den Justizpalast, in dessen Kammern er so oft brilliert hatte, und tötete sich auf den Zuhörerbänken während einer Rede des großen Verteidigers de Moro-Giafferri. Der graue Herr mit dem Vollbart hatte sich mit einem Rasiermesser einen furchtbaren Schnitt am Halse beigebracht. Die Richter und Anwälte sahen den Toten an, erkannten ihn und riefen: „Aber das ist ja Rochette.“

Rochette stammte aus Melun, dem kleinen Ort oberhalb der Seine in der Gegend von Fontainebleau. Er wäre am 21. April 56 Jahre alt geworden. Dieser große Millionenbetreiber war ein ausgezeichneter Schüler, so daß er, als Sohn einfacher Eltern, ein Stipendium zum Besuche der höheren Schule erhielt. Von 1904 an gründete er Banken über Banken, in denen er Vertrauensselige um viele hohe Summen neppte. Unter anderem schuf er die Bank Franco-Espagnole mit 20 Millionen und die Bergwerksgesellschaft de la Nerva mit ebenfalls 20. Im ganzen regierte er einige Jahre darauf in zwanzig Gesellschaften, und ähnlich dem schönen Alexandre, glänzte er in den Blumenschlachten der Azurküste als König, mit seiner Frau und den Töchtern als Hofstaat. Damals ging er, gleich Alexandre, auch damit, um eine Tageszeitung sein eigen zu nennen und ein großer Politiker zu werden. Aber die Verhaftung 1908 kam darzwischen und der Vielgewandte wurde, obwohl 52 000 seiner treuen Anhänger oder gekauften Freunde zu seinen Gunsten bei der Kammer intervenierten, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. 1912 gab es einen großen Skandal, weil der faule Bankier die Strafe nicht absaß. Dann wurde die Strafe in zwei Jahre umgewandelt, aber der Meister des Schwindels saß auch diese nicht ab, sondern floh nach England und dann nach Amerika.

Im Krieg wurde Henri Rochette, der unter falschem Namen ins Heer eingerückt war, auf Urlaub verhaftet und mußte seine Strafe nachsitzen, die inzwischen auf drei Jahre wieder angewachsen war, aber im Jahre 1916, bei der großen Offensive, kam der Sohn von Melun wieder frei.

Nach diesem Mißgeschick erhielt er im ersten Friedensjahr abermals zwei Jahre Gefängnis, da er zehn Millionen während seiner Freilassung auf Bewahrung um die Ecke gebracht hatte. Dann gründete er als Monsieur Cadoure ein Handelsmuseum und sammelte dabei 400 000 Franken Unterschriften, auch erleichterte er einen früheren Schulmeister, den er mit 12 000 Franken als Direktor anstellte, um 60 000 Franken Ersparnisse. Zum Schluß war er noch in die Affäre „Bourse et Finance“ verwickelt, eine faule Gesellschaft, die er gegründet hatte, und in die O u s t r i e -Affäre. Die Freundschaft mit diesem Schwindelbankier brachte ihm 1931 abermals zwei Jahre ein und als das Berufungsgericht diese Strafe auf drei Jahre erhöhte, war es mit Henri Rochettes Gleichmut vorbei. Er sagte damals schon: „Das kostet Blut.“

So sank der Vorkriegs-Stavisky dahin, dem Nachkriegs-Stavisky auch im Tode gleich.

Er hat ein Buch „Die Stunde des Spartakus“ hinterlassen.

Pariser Opernbrief

„Die Ferne Prinzessin“, deren Uraufführung in der Großen Oper stattfand, hat Edmond Rostands gleichnamige dramatische Legende zum Vorwurf. Der Komponist M. Witkowski, der als Direktor des Konservatoriums in Lyon lebt, hat den Text hergerichtet, dessen Märchenklang und dessen Farbkontraste wohl den Opernmusiker reizen können. Nach seinem Kommentar war es sein Ziel, ein musikalisches Drama, bei dem das Orchester nur Begleitung bleibt, zu schreiben.

Man kann damit zugleich Stärke und Schwäche der Witkowskischen Partitur feststellen. Es ist etwas wie eine französische Schreier-Nachfolge in diesem Werk entstanden; der untermalende Klang ist im Orchester herrschend, über ihm erhebt sich das gesungene Wort, die sinngemäß deklamierende menschliche Stimme. Aber was sich bei Schreier aus einer wirklichen Opernphantasie zwangsläufig ergab, das spielt sich bei Witkowski in einem merkwürdig luft- und umrißlosen Raum ab. Der legendäre, unrealistische Vorwurf dämpft die Farben. Es ist eine Klangflut ohne Halt und Zentrum.

Die Aufführung der Académie (mit Suzanne Balguerie, M. Singher und Le Clézio in den Hauptpartien) war von Philippe Gaubert musikalisch aufs liebevollste betreut. Die beiden neuen Bühnenbilder M. Charlemagnes gaben einen besonderen stimmungsvollen Rahmen.

Zur gleichen Zeit fast erschien in der Komischen Oper die Wiederaufnahme des lyrischen Dramas „Auferstehung“ von Franco Alfano. Der Text dieses Opernwerkes geht auf Tolstois Roman zurück. Es ist im Jahre 1904 entstanden, und in Paris bereits vor etwa einem Jahrzehnt gegeben worden. Der italienische Komponist, der in Deutschland studiert hat, und dessen dramatische Werke fast sämtlich auch in deutscher Sprache aufgeführt wurden, ohne es zu

Paris, 62, Rue de la Rochefoucauld

Deutsche Poliklinik

1. Allgemeine Konsultationen mit 9 Spezialisten: Innerer Medizin, Augen, Ohren, Nase und Kehlkopfkrankheiten, Rheuma, Diätetik, Elektrotherapie, Spezialbehandlung bei Bluth. Harn- u. Geschlechtskrankheiten

2. Chirurgie: Zweistöckige Sanatoriumsgebäude, kleine, mittlere und große Chirur. Die allermodernste Einrichtung

3. Geburtshilfliche Klinik: Vierstöckiges Gebäude, Zimmer mit 1 bis 4 Betten, 3 Aerze, 1 Heb- u. 1 Operationsstille

4. Zahnärztliches Kabinett: Zahn- und Mundchirurgie, Gold- und Porzellankronen, -Brücken, Kautschukarbeiten

Ordination täglich von 9-12 und 2-5; Sonntags und Feiertags von 10-12 und 2-4 Uhr

Doktor Wachtel und Doktor Axel

Geschlechtskrankheiten, Männer und Frauen

Nase, Hals, Ohren

123, Bd. Sébastopol. - Sprechstunden v. 9-12 u. 2-8 Uhr. Sonntags vormittags

Metro: Reaumur, St. Denis

Deutsches Zahnärztliches Institut

22, RUE DE DOUAI - Metro: Blanche, Pigalle - Tel. Triest 5027 - Sprechstunden: 9-12, 2-4 Uhr

Zahn- u. Mundkrankh., Künsten, Elektrotherapie, Prothesen, Kronen, Brücken in Gold, Platin u. Porzellan

NEUHEIT: PORZELLANKRONEN UND BRÜCKEN

Umarbeitung schlechtstehender Gebisse mit voller Garantie für guten Sitz. Reparaturen binnen 3 Stunden

SCHONENDSTE BEHANDLUNG FÜR NERVOSE UND HERZKRANKE

MÄSSIGE PREISE. UNTERSUCHUNG U. BERATUNG KOSTENLOS

Dokumente der Familie Prince

„Das Halsband der Königin“ — „Todfeinde“ — Bestrafung der Mörder gefordert

Paris, 13. April. Die Witwe des ermordeten Richters Prince und sein junger Sohn haben vom französischen Justizminister in einem großen Dokument, das sie ihm in Begleitung ihrer Anwälte übergaben, die Bestrafung der Schuldigen gefordert. Dieses Dokument, das die elementarste aller Sprachen, die des Blutes spricht, ist menschlich unendlich ergreifend und juristisch von außerordentlicher Schwere. Die Nächstbeteiligten sagen, daß ein Selbstmord, daß eine geistige Umnachtung des Richters ausgeschlossen sei. „Bis zum letzten Augenblick, wo er bei den Seinen war, machte er den Eindruck völliger Klarheit und Ausgeglichenheit“. Wohl war er in schwere Dinge verstrickt, aber nicht als belastet, sondern — als Ankläger. Frau und Sohn sind überzeugt, daß der Richter

in den Hinterhalt gelockt und getötet wurde.

Sie zählen alle Umstände auf, in denen Prince seit dem 20. Februar lebte, und fügen den fünf Theorien — Verbrechen eines Irren, Verbrechen eines Verbrechers, Privat- rache, Rache eines Verbrechers, Rache aus Gründen auswärtiger Politik — eine sechste hinzu: die Verknüpfung des Mordes mit dem Fall Stavisky. Die Rolle Princes bei der Unterredung mit dem Präsidenten Lescouvé insbesondere wird genau geschildert. Die Art, wie er sein Gewissen erleichtern wollte, die Art, wie er von zwei Dokumenten sprach, nämlich zwei Briefen des Staatsanwalts Pressard, die ihn bedrückten. „Es ist nicht zweifelhaft“, sagt der Bericht, „daß es sich um dienstliche Mitteilungen

handelte, durch die M. Pressard den Richter Prince während der Ferien ersucht hatte, die Verfolgung Staviskys entweder zu verlangsamen oder gar anzuhalten.“

Interessante Einzelheit: in einem Gespräch mit einem Zeugen hatte Prince, der der Affäre Stavisky größte Bedeutung beimaß, gesagt: „Sie ist ebenso schwerwiegend wie der Fall des Halsbands der Königin“. Und ein andermal sagte er: „Pressard und ich hassen einander wie Todfeinde.“

Ferner teilen Mutter und Sohn mit, daß Prince eine kleine Aufzeichnung vergaß, wegen derer er vom Bahnhof nach telefonierte. Es handelt sich um folgende Handnotizen:

- 24. März 17 868 L.
- 22. März 30
- 18. März 18 015 L.
- 15. April, Uebertragung von Pichot.

Diese Notizen sollten ihm nach Auffassung der Familie erleichtern, sich die Daten der Uebergabe der Berichte in Sachen Stavisky ins Gedächtnis zu rufen, er brauchte diese Daten für seinen Bericht bei Lescouvé.

Die Eingabe fordert zum Schluß den Justizminister auf, ohne Zeitversäumnis die nötige Aufklärung zu schaffen und der Familie des unglücklichen Richters Prince ihr Recht zu geben. Es handelt sich unzweifelhaft um ein sehr wichtiges Dokument, das mindestens angetan ist, die Theorie des Selbstmordes gründlich zu erschüttern und die „sechste Theorie“ (— Verknüpfung mit Stavisky —) scharf zu unterstreichen.

BRIEFKASTEN

Göbbls-Rentallgen, Bern. Wir danken Ihnen für Erinnerung und Einleitung. Auch wir waren keine besonderen Freunde des vor fünf Jahren in Holland verstorbenen Maximilian Gorden. Seine politischen Extravaganzen hinter den Kulissen bestimmter Eliten in der Vorkriegszeit schätzten wir ebensowenig, wie die Sprechverfälschung in seiner alten „Zukunft“. Nach dem Kriege haben ihn die mit Stahlhelm oder mit Dolkenkreuz geschmückten Reichskräfte so inbrünstig gehöhrt wie kaum einen anderen, weil er die nationalitätliche Selbstvergewisserung beiseite kritisierte. 1925 wäre er fast einem nächtlichen Ueberfall erlegen: ein Heldensjüngling schlug ihn so über den Kopf, daß er eine schwere Schädelverletzung erlitt. Gorden, vor neuen Attakten nicht sicher, zog nach Holland, wo er 1929 starb. Sie schicken uns nun den Vorlauf des „Madras“ aus Göbbls' Feder im „Angriff“ vom 7. November 1929 wörtlich: „Maximilian Gorden ist durch eine Vungenentzündung hingerichtet worden. Damit geht eines der gemeinsten und niederträchtigsten Individuen, die Deutschland an den Rand des Abgrundes gebracht haben, aus dem Zeitlichen heraus. Maximilian Gorden ist der Top der jüdischen Literaturhefte, die bedingungslos und ohne Rücksicht das Recht des Völkervolkes mißbraucht und ihrem ewigen Trieb zur Verhöhnung frönt. Das deutsche Volk hat ihm und feindseligem ein Meer von Blut und Tränen zu verdanken. Schon sagt man: „Je mehr ich mit ihm bene!“ Das hat bei unseren Vernünftlern keine Stellung. Wir bedauern am Tode dieses Mannes nur, daß er uns die Möglichkeit genommen hat, auf unserer Art mit Jüdisch-Sifonoff abzurechnen.“

Auf „seiner“ Art, heute kennt man sie noch besser als damals. Dies ist eines der schönsten Ehrenstücke, das sich der Herr Reichspropagandaminister in seiner erfolgreichen Laufbahn ausgedacht hat.

S. B. Brüssel. Ihnen ist ein Verzeichnis für die Rückgewinnung der ehemals deutschen Kolonien in die Hände gefallen, das folgendes „Lieb“ enthält:

- „Mit Herz und Hand für Togoland!“
- „Mein ganzes Inn für Kamerun!“
- „Ost tren und ist ein Deutsch-Ob!“
- „Dem Herzen nach bleibt Deutsch-Ob!“
- „Togoland: dich vergeb ich nicht!“
- „Teutsche Südr, Märdenland, dein geht ich unverwand!“

Teutsche Vindictor in die Kolonialfront!

Christländer in Holland. Ihnen haben entzündete G... und Bürger aus Eidenburg mitgeteilt, daß das Staatsministerium streng verboten hat, durch Eingaben mit gesammelten Unterschriften bevorstehende Maßnahmen beeinflussen zu wollen. — Der Maximilianer hat recht, und Ihre Beschwerdeführer haben unrecht. Man kann von den ersten Maximilianen nichts anderes erwarten, als daß sie aus allen Winkeln die Heile der Demokratie ausfahren. Wer die Leute in den Sattel gehoben hat, darf sich nun nicht beklagen, wenn er ihre Peitsche läßt.

Früher Nürnberg. In Ihrem Briefe an uns teilen Sie u. a. mit, daß die Haushälterin des Pfarrers von St. Heinrich in Nürnberg wegen Wettverleumdung, soll heißen wegen Befeldigung unseres großen Nürnberg' Blattes, in Schutzhaft genommen worden ist. Wahren Sie es noch nicht? „Wer den Führer beleidigt, beleidigt das deutsche Volk.“

R. S. Pöbz. Purgemburg-Stadt ist sehr schön gelegen, wie überhaupt das kleine neurale Landchen liebliche landschaftliche Reize hat. Es ist überdies billiger als das Saargebiet und Frankreich, von Holland ganz zu schweigen. Schwierigkeiten bei der Niederlassung gibt es aber, wie heutzutage überall. Das Großherzogtum Purgemburg wird von der Herrschaft der Partei beherrscht. Seine „Armee“ besteht, wenn wir recht auf unterrichtet sind, aus 300 Mann. Oberster Kriegsherr ist der Gemahl der Großherzogin, der unleserlich Wissen im Range eines Obersten hat. Der eigentliche Befehlshaber ist ein Major. Ein paar Stürme hätten das ganze Land erobern, aber sie werden sich hüten.

Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Johann Pich in Tübingen; für Inserate: Otto Kub in Saarbrücken Notationsdruck und Verlag: Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken 2, Schützenstraße 5. — Schließfach 776 Saarbrücken.

einem durchschlagenden Erfolg zu bringen, muß der veristischen Schule zugerechnet werden. Jener Richtung des musikalischen Dramas also, die um die Jahrhundertwende herum insbesondere in Italien versuchte, der musikalischen Bühne durch realistische Stoffe neue Lebenskraft zuzuführen. Alfano hat in diesem ersten Opernwerk versucht, eine Verbindung zwischen dem damals neuen Stil und einem russischen Vorwurf zu schaffen. Er hat russische Opernkunst studiert und auch rein musikalisch auf sich wirken lassen, was man deutlich aus dem folkloristischen, aber auch aus einigen artosen Wendungen der „Auferstehungs“-Partitur heraushört. Der Versuch einer solchen Verbindung wäre heute noch interessant, besäßen wir nicht ein jüngerer und stärkeres Werk, das die Synthese russisch-italienischer Musik auf einer bedeutend höheren Ebene geschaffen hat, Puccinis „Turandot“, die Alfano selbst nach Puccinis Tode vollenden half.

In diesem Schwanengesang des bisher letzten italienischen Opernkomponisten von Weltgeltung ist alles das erfüllt, was in Alfanos Frühwerk in der Anregung stecken bleibt.

Damit ist nicht gesagt, daß die Oper Alfanos nicht des Interessanten und Hörenswerten eine Menge bietet. Zumal die Pariser Komische Oper zwei Spezialbesetzungen einzusetzen hat: Mary Garden, die zwar als Bauernmädchen unglaublich bleibt, aber vom zweiten Bild, vom Beginn des eigentlichen Romans der Caterina Mikailovna ab, eine auf Pariser Opernbühnen selten zu sehende schauspielerische Leistung bietet. Ihr zur Seite René Maison als Prinz Dimitri, einer der herrlichsten Tenöre und gleichzeitig einer der besten Menschendarsteller der französischen Oper. Nennt man noch C. Gauld als Simonson, nennt man Cléo's' saubere musikalische Arbeit und die charakteristischen Bühnenbilder, so ist das Wesentlichste über diesen Abend der Komischen Oper gesagt, der wesentlichere Aufgaben näher stehen.

Drs. G. und M. Spitzer

3 avenue de la République, Paris, Metro République, Tel. Oberkampf 86-23.

Sprechstunden: 1-5 und 5-8 Uhr

Haut, Geschlechts-, Inne- und Kinderkrankheiten

Psoriasis, Diathese

Erfahrener, tüchtige Reisender

37 Jahre, ledig, sucht Reiseposten für Einzel, Saar, Schweiz u. Luxemburg. Für Erfolge wird garantiert. Offerten an die Geschäftsstelle des, Zeitung unter Nr. 797.

Docteur Spécialiste

1 DEUTSCHSPRECHEND

Münchener u. Pariser Fakultät

17, rue Reaumur

Metro Arts-et-Métiers od. République

Frauen-, Blut-, Haut-, Harn- und Geschlechtskrankheiten, Tripper, Syphilis, Männerschwäche, Neueste Heilverfahren, Elektrizität.

Harn-, Samen- und Blutanalysen.

Mäßige Bedingungen. (Auch für Krankenversicherung.)

Täglich von 9-1 und 4-8,30 Uhr. Sonntags und Feiertags von 9 bis 1 u. auf Rend. v. Tel. Arch. 54-27

Kaufe Register-Mark gegen Schweiz. Hypothek

Offerten unter Chiff. SA 5211 Z an die Schweizer-Annoncen A.G., Zürich, Bahnhofstr. 100

Inserieren bringt Gewinn